HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

H 5038.93

Harvard College Library

BOUGHT WITH INCOME

FROM THE BEQUEST OF

HENRY LILLIE PIERCE,

OF BOSTON.

Under a vote of the President and Fellows,
October 24, 1898.

1 April, 1899.

11321

Kulturstudien.

Kulturſtudien.

Von

Dr. Georg Steinhauſen,
Kuſtos an der Univerſitäts-Bibliothek zu Jena.

Berlin 1893.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.
SW. Schönebergerſtraße 26.

~~I. 5630~~
H 5038.93

Pierce fund

Inhalt.

	Seite
1. Der Gruß und seine Geschichte	1
2. Der mittelalterliche Mensch	18
3. Was man vor Zeiten gern las	44
4. Die deutschen Frauen im siebzehnten Jahrhundert	66
5. Der Hofmeister	84
6. Naturgeschichte der heutigen Gesellschaft . .	109

Vorwort.

Die Veröffentlichung der vorliegenden Studien in Buchform scheint mir kein überflüssiges Beginnen zu sein. Sie sind — mit einer Ausnahme[1]) — in Beilagen zu großen Tageszeitungen[2]) erschienen, also an einem Orte, der eine bleibende Gelegenheit zur Lektüre und Benutzung nicht bietet. Diese Studien sollen aber mehr sein, als ein Gegenstand flüchtiger und oberflächlicher Unterhaltung. Sie wenden sich an alle Kreise des gebildeten Publikums, an Gelehrte wie Ungelehrte, soweit sie überhaupt ein offenes Auge für „Kulturgeschichte", um bei diesem hergebrachten Ausdruck zu bleiben, haben.

Ich sehe die eigentliche Aufgabe der Kulturgeschichte oder besser gesagt der Geschichte überhaupt in der Beantwortung der Frage, wie sie Carlyle formuliert hat: „wie und was waren die Menschen damals?" Der Mensch, die Menschen, die Lebensgeschichte der Völker sind das Objekt der Forschung. „Dieses Ziel bedingt", so habe ich an einer andern Stelle ausgeführt, „naturgemäß neue Wege, es zu erreichen. Es wird darauf ankommen, in der Menge der Einzelheiten, die bei solcher Betrachtungsweise auf uns eindringen, das Typische, das Gemeinsame zu erkennen."

So handelt es sich in den vorliegenden Studien wesentlich um Menschen-Typen, nicht um einzelne Individuen, aus deren Beobachtung aber andererseits allein der Typus resultiert.

[1]) Nr. 4, abgedruckt in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte.

[2]) Nr. 1. 2. 3. in den Beilagen zur „Täglichen Rundschau," Nr. 5 und 6 in den Sonntags-Beilagen der „Vossischen Zeitung"

Die erſte Studie zeigt, an der Geſchichte einer Inſtitution, einer Sitte, wie ſich in gewaltigen Zeiträumen menſchliche Auffaſſung gewandelt hat. Sie ſucht zugleich ein Beiſpiel genetiſcher Erklärung von conventionellen Gebräuchen und Formen zu geben, deren Sinn wir nicht mehr verſtehen.

Recht eigentliche Darſtellungen von Typen bieten die Studien „der mittelalterliche Menſch" und „die deutſchen Frauen im ſiebzehnten Jahrhundert."

„Was man vor Zeiten gern las" ſoll einen Beitrag zur Geſchmacks- und Bildungsgeſchichte unſeres Volkes bieten.

Einen charakteriſtiſchen Menſchentypus einer beſtimmten Epoche ſchildert „der Hofmeiſter."

„Die Naturgeſchichte der heutigen Geſellſchaft" endlich will die unparteiiſche Charakteriſierung einer modernen Menſchenſchicht in ihrer Geſamtheit zur Darſtellung bringen.

Jena. Im September 1892.

Georg Steinhauſen.

Der Gruß und seine Geschichte.

Wenn jemand zu seinem Gott beten will, so faltet er die Hände oder er kniet nieder; wenn jemand bei uns zu Lande einem ihm bekannten Menschen begegnet, so zieht er mehr oder minder tief seinen Hut oder er schüttelt ihm die Hand. In beiden Fällen denkt er bei diesen Bewegungen, die den Gruß ausdrücken oder das Gebet begleiten, nichts besonderes. Überall haften an den Handlungen des menschlichen Lebens, an Umgang und Verkehr der Menschen mit einander solche Formen ceremonieller oder konventioneller Natur, die von jedermann gleichmäßig angewandt werden, über deren Bedeutung sich aber niemand Gedanken macht. Wenn nun der naive Mensch hört, daß man auch gebetet habe, indem man die Hände zum Himmel empor streckte, wenn er von Völkern liest, bei denen man zum Zeichen der Begrüßung die Arme kreuzt oder gar auf der Straße die Schuhe auszieht, so wird er sich wundern, vielleicht auch lachen, gerade so wie die Muhamedaner über das Hutabnehmen der Franken spotten,[1]) und wird fragen, wie kommen die Leute dazu? Und wenn er ein nachdenklicher Kopf ist, wird er vielleicht weiter fragen, wie komme ich eigentlich dazu, die Hände zu falten und den Hut zu ziehen? Es wird ihm, wenn er insbesondere an die Begrüßung denkt, einfallen, wie verschieden und mannigfaltig

[1]) Ein Sprichwort bei ihnen heißt: „Er hat so wenig Ruhe, wie der Hut eines Franken".

formen der Menschen betrachtet werden. Interessant ist es namentlich, unter ihnen den Gruß eingehender zu erörtern.

Gerade die mannigfaltigen und zahllosen Formen des Grußes können einen wesentlichen Teil der Kulturentwickelung der Menschheit veranschaulichen. Von uns unverstanden oder gedankenlos angewandt, führen uns diese Formen — von den Grußworten und Formeln ist zunächst noch nicht die Rede — in eine Zeit zurück, in der sie einen Sinn hatten, in die Zeit der Unkultur oder doch der ersten Kulturanfänge. Wir werden diese Formen allmählich eine konventionelle Natur annehmen und sich in der Regel im Sinne der Vereinfachung entwickeln sehen.

Der Gruß erscheint dem modernen Menschen als ein Zeichen des Wohlwollens oder der Achtung, mindestens der Beachtung. Wollen wir aber verstehen, warum der Türke die Arme kreuzt, der Orientale sich niederwirft und wir den Hut ziehen, so müssen wir von solchen Anschauungen absehen und in die Zeit zurückgehen, in der diese Formen entstanden sein können.

Der ursprüngliche Gesellschaftstypus der Menschheit ist der kriegerische. Man ist längst abgekommen von jener unhistorischen Ansicht, daß die Urzeiten des Menschengeschlechtes in einem glücklichen Frieden verlaufen, daß seitdem die Zeiten immer rauher und unschöner geworden seien. Während noch Herder jene unbestimmte Sehnsucht nach dem ursprünglichen goldenen Zeitalter getheilt zu haben scheint, zeigt schon Schiller in seiner bekannten Antrittsrede das entgegengesetzte, richtige Bild. „Krieg war bei allen, und das Fleisch des überwundenen Feindes nicht selten der Preis des Siegers.“ In der That glichen die ersten Menschen in jeder Beziehung mehr den Tieren, als jenen nur in der Einbildung existierenden glücklichen Hirten und Schäfern. Es waltet das Prinzip rücksichtsloseſter Selbsterhaltung: Faust und Zähne oder der Stein, den man findet, sind die Waffen. Und als man Werkzeuge zu fertigen begann, so war das erste, was der Mensch aus Stein und Holz und später aus anderen Stoffen herstellte, eine Waffe!

Denken wir uns einmal in jene Zeit zurück und nehmen eine Begegnung zwei solcher Urmenschen an. Es lassen sich da

mehrere Fälle denken. Sie können auf einander losstürzen, mit einander kämpfen. Aber es ist auch ein anderer Fall möglich. Der eine sei ein starker großer Mann, der andere ein Schwächling, der des andern Kraft fürchtet. Was wird dieser bei einer solchen Begegnung thun? Man darf hier an ein von Herbert Spencer angeführtes Analogon[1]) aus dem Tierreich erinnern. „Jedermann hat gelegentlich beobachten können, wie sich ein kleiner Wachtelhund bei Annäherung eines gewaltigen Neufundländers oder einer Bulldogge im Übermaß seiner Angst auf den Rücken wirft und die Beine in die Luft streckt. Statt durch Knurren und Zähnefletschen Widerstand zu drohen, wie er es vielleicht gethan hätte, wenn nicht jeder Widerstand hoffnungslos erschiene, nimmt er freiwillig die Haltung an, welche eine Niederlage im Kampfe zur Folge haben würde — er sagt gleichsam stillschweigend: Ich bin besiegt und ergebe mich deiner Gnade." — Dieses Beispiel ist nun keineswegs gewagt, vielmehr sehr lehrreich.[2]) Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß jener Urmensch dasselbe gethan, nämlich sich auf den Rücken niedergeworfen hat und dadurch seine völlige Unterwerfung andeutete. So wird man leicht häufig wiederkehrende Grußformen erklären können. Der Gruß der Batoka z. B. besteht nach Livingstone unter anderem darin, daß sie sich auf den Rücken zu Boden werfen und auf demselben hin- und herrollen. Wir haben hier unzweifelhaft ein Gebahren, das ursprünglich furchtsame Unterwerfung ausdrückte, schließlich aber durch seine gewohnheitsmäßige Wiederholung bei jeder Begegnung zu einer Grußform wurde. Eine ganze Reihe von Grußformen, das Niederwerfen auf das Gesicht und andere, immer einfachere bis zur Verbeugung, auf die ich später eingehen werde, hat ihren Ursprung in diesem Gebahren.[3])

---

[1]) Die Prinzipien der Sociologie. Übers. von Vetter. Bd. III, S. 4.

[2]) Ich folge in diesem Teile der Darstellung der Grußformen durchaus den Ansichten Herbert Spencers, die mir vollkommen beweiskräftig erscheinen.

[3]) Denselben Ursprung, also Ausdruck der Unterwerfung, haben naturgemäß auch die Gebetsformen. Der Philosoph Wundt (Ethik S. 152 f.) läßt sich verleiten, aus der Gleichartigkeit beider einen religiösen Ursprung der Grußformen zu behaupten. Wundt meint mit dieser Erklärung die Ansicht, die meisten Grußformen seien Friedenszeichen, zu bekämpfen. Un-

Eine zweite Reihe wird aus demselben kriegerischen Urzustand erklärt werden müssen. Es ist völlig klar, daß auch in solchen Zeiten nicht alle Menschen kampfbereit auf einander losstürzten. Zum Teil fühlte sich eben der Schwächere, wie eben angeführt, veranlaßt, dem Kampf auszuweichen, andererseits dämmerte aber auch allmählich das Gefühl der Notwendigkeit, sich mit gewissen Begegnenden zu vertragen, weil sie verwandt, befreundet waren oder weil sie Nutzen bringen konnten. Es bedurfte, um in dem Begegnenden ein Gefühl der Sicherheit vor feindlichen Absichten zu erwecken, gewisser Zeichen, die den Mangel dieser Absicht schon von weitem sehr deutlich machten. Hierhin wird man namentlich das Wehrlosmachen der Arme und Hände zu rechnen haben, wodurch man sowohl ebenfalls seine Unterwerfung ausdrücken, als ein deutliches Friedenszeichen geben konnte. Solche Bewegungen wurden wieder konventionell, und wieder entstanden Grußformen, das Erheben, das Ausstrecken der Hände, das Kreuzen der Arme auf der Brust, auch unser Handschlag, Grußformen, die ich später ebenfalls näher besprechen werde.

So erklären sich denn die meisten Grußformen ursprünglich

---

zweifelhaft sind viele derselben wirkliche Friedenszeichen, die meisten hingegen, wie oben ausgeführt ist, direkte Zeichen der bedingungslosen Unterwerfung. Und als solche — das verkennt Wundt eben — haben sie denselben Ursprung wie die Gebetsformen und sind nicht erst aus ihnen entstanden. Der betende oder opfernde Wilde, der sich dabei niederwirft, will dasselbe erreichen, wie wenn er sich vor dem mächtigen Häuptling grüßend niederwirft: er will durch seine Demütigung das Wohlwollen der mächtigen Götter erringen. Der Naturmensch empfindet eben vor den unbekannten Wesen Furcht und Angst. Das Falten der Hände beim Gebet drückt dasselbe aus, wie das Falten der Hände beim Gruß (z. B. bei den Siamesen): Unterwerfung. So lassen sich Gebets- und Grußformen aus demselben Motiv erklären; keineswegs aber haben die Grußformen religiösen Ursprung. Absurd ist die zur Unterstützung dieser Ansicht angeführte Behauptung, daß die Grußworte ursprünglich „Gebetsformeln" seien. Wenn Wundt dafür das „Gott sei mit dir" u. a. als besonders charakteristisch anführt, so empfehle ich ihm, meine Geschichte des deutschen Briefes I. S. 61 und 139 ff. nachzulesen. Er wird dort finden, wie weit der Gebrauch des Namens Gottes in einem naiven und frommen Zeitalter gehen kann, ohne daß man diese Formeln aus Gebetsformeln herzuleiten braucht.

aus einem kriegerischen Zustand der Menschheit. Ob sie uns noch so erscheinen oder nicht, im Anfang sind sie jedenfalls *Ausdruck unbedingter Unterwerfung oder Zeichen des Friedens.*

Für diese anfängliche, der heutigen äußerst unähnliche Bedeutung der Grußformen lassen sich nun auch sonst mannigfaltige Belege anführen.

Daß man zunächst bei jeder Begegnung mit einem anderen anfänglich feindliche Absichten hegte, daß also Zeichen des Friedens notwendig waren, beweist z. B. unser Wort „*grüßen*". Das altenglische grêtan bedeutet eindringen auf jemand, ihn angreifen; auch das althochdeutsche gruozan und das mittelhochdeutsche grüezen haben noch teilweise diesen feindlichen Sinn. Wie sich also das regelmäßige feindliche Begegnen allmählich zum gewohnheitsmäßigen freundlichen eben durch jene Zeichen der Unterwerfung oder der friedlichen Absicht wandelte, so wandelte sich auch der Sinn des Wortes Grüßen. Wir finden weiter mannigfache Bestätigung dafür, daß der Gruß in der That ein Zeichen des Friedens ist. Wenn ein Fremder bei den Brasilianern z. B. nicht begrüßt wird, ist er auch nicht befriedet und ihm droht Gefahr.[1]) Jhering[2]) ferner macht auf eine Homerstelle (Od. XIII, 229) aufmerksam, in der Odysseus die sich ihm in Gestalt eines Unbekannten nahende Athene also anredet: „Sei mir gegrüßt und nahe mir ja nicht feindlichen Herzens." Er drückt hier in Worten aus, was der Urmensch durch Niederwerfen zeigt, die Furcht vor feindlicher Absicht des andern. Noch viel charakteristischer ist der Gruß des niederen Japaners. Wenn dieser an einem Höheren vorbeigeht, ruft er, abgesehen von gewissen anderen Ceremonieen: „Augh, augh", das heißt „thu mir nichts zu Leide". In diesem gewohnheitsmäßigen Ruf finde ich eine treffliche Bestätigung jener Auffassung von dem Ursprung der Grußformen.

Daß wir diese in der That so erklären können, bestätigen endlich gewisse *Grußformeln, Grußworte.* Jhering führt das salem alek der Araber (Friede mit euch) und das alttestamentliche schalom an. In beiden Fällen ist allerdings, wie

[1]) Bastian, Der Mensch. Band III, S. 405 (nach Fallati).
[2]) Der Zweck im Recht. Band II, S. 650.

auch die übrigen jüdischen Grüße zeigen, der Frieden Gottes gemeint. Indessen hat das doch im Grunde dieselbe praktische Bedeutung. Weiter darf man an die gotische Grußformel hails, unser „Heil", erinnern. Sie bedeutet: „Mögest du heil, unversehrt sein!" Ungefähr dasselbe bedeutet auch das Grußwort der Römer salve. Bei gewissen australischen Völkern begrüßt man Fremde mit dem Zuruf: „Komm in Frieden",[1]) ähnlich wie oben Odysseus die Athene.

So wird auch hier die Auffassung des Grußes als Friedenszeichen bestätigt. Ganz dasselbe zu Grunde liegende Motiv finden wir auch in dem Gruß mit der Waffe. Wenn die römischen Beamten die begegnenden Vestalinnen grüßten, indem die voranschreitenden Liktoren die Fasces senkten, so ist das im eminenten Sinne ein Friedensgruß. Wenn heute der Offizier vor dem Vorgesetzten den Degen senkt, so hat das ursprünglich auch die Bedeutung: „Vor dir bin ich wehrlos", oder dem Gleichgestellten gegenüber: „Dir will ich nichts thun." Es scheint mir auch gar nicht abwegig zu sein, auf ein ähnliches Motiv den Gruß der Truppen, das Präsentieren des Gewehrs, zurückzuführen.[2])

Schon a priori könnte man annehmen, daß nach alledem auch unsere gebräuchlichste Grußform, das Hutabnehmen, eine ähnliche Erklärung zuläßt. Und in der That ist dieselbe höchst wahrscheinlich. Als allgemeinen Gruß finden wir das Hutabnehmen im Mittelalter noch nicht. Man entblößte sein Haupt vor Gott, dem Herrscher und den großen Herren. Am Ausgang des Mittelalters ist die Sitte schon allgemeiner. Zum Beispiel grüßt man die Priester „mit hütten und kappen abziehen".[3]) Erasmus schreibt vor, „bei Begrüßung achtbarer Personen auszuweichen und das Haupt zu entblößen".[4]) Im siebzehnten Jahrhundert wird dann diese Grußart allgemein.

Die Erklärungen dieser Sitte sind nun zum Teil recht wunderlicher Art. Es wird eben auch hier nützlich sein, auf den Ursprung der Form zurückzugehen und dabei Analogieen, die

[1]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Band VI, S. 623.
[2]) Vgl. Die Grenzboten. 48. Jahrg., 3. Quartal S. 410.
[3]) Chroniken der deutschen Städte. Band V, S. 375.
[4]) Denecke, Beiträge z. Entwickelungsgeschichte des Anstandsgefühls S. XX.

uns aufklären können, nicht außer acht zu laſſen. Das Charakteriſtiſche beim Abnehmen des Hutes iſt das Entblößen des Hauptes. Herbert Spencer[1]) führt als ein Zeichen der Beſiegten und Unterworfenen das Nackte und Bloße an. Dem Sieger gehören nicht nur die Waffen, ſondern auch die Kleidung. Es wäre nicht wunderbar, wenn analog jenem Niederwerfen oder jenem Wehrlosmachen der Hände, auch die Hingabe der Kleider ohne vorausgegangenen Kampf ein Zeichen der Unterwerfung und ſchließlich ein Akt der Höflichkeit geworden wäre. In der That findet man ein Ablegen des Gewandes als Ehrenbezeugung vielfach in Afrika und Auſtralien; Spencer führt ſolche Beiſpiele an. Bei einigen Polyneſiern grüßen vornehme Frauen durch Entblößung des Leibes.[2]) Nicht immer iſt die Entblößung natürlich eine vollſtändige. Eine ſo umſtändliche Ceremonie muß, nachdem ſie konventionell geworden, ſich vereinfachen. So findet man denn als Gruß nur ein Entblößen einzelner Körpertheile. Die Einwohner der Goldküſte grüßen, indem ſie das Kleid ein wenig von der linken Schulter herabziehen, alſo gleichſam nur das Anfangsſtadium des vollſtändigen Ablegens durchmachen. Dieſelben löſen auch ihre Sandalen. Auch andere legen ihre Fußbekleidung ab zum Zeichen der Ehrerbietung. Der Europäer, der in Birma dem Herrſcher begegnete, mußte ſelbſt auf der Straße die Schuhe ausziehen; auch der niedere Japaner zieht beim Gruß die Sandalen ab. Nach ſolchen Beiſpielen wird es nicht wunderlich erſcheinen, auch unſer Hutabnehmen von jener vollſtändigen Entblößung herzuleiten. So haben denn auch die Beobachter, die von dem Schulterentblößen der Goldküſtenbewohner oder auch von dem Mantelabnehmen der Spanier berichten, damit das Hutabnehmen bei uns in Verbindung gebracht. Es iſt zunächſt zu bemerken, daß jene Afrikaner, welche ihre Schultern entblößen, oder jene Polyneſier, die ihr Obergewand ablegen, zugleich auch den Kopf entblößen. Die Entblößung des Hauptes, „wenn dasſelbe gerade von einem Zipfel des Mantels oder einer Kapuze bedeckt war", war auch ſchon eine Ehrenbezeugung der Römer.[3])

[1]) a. a. O. S. 155 ff.
[2]) M. Perty, Anthropologie Band. II, S. 264.
[3]) Sittl, Die Gebärden der Griechen und Römer S. 154.

Nun ist überdies gerade die Entblößung des Hauptes — auch abgesehen von ihrer Anwendung als Gruß — ein häufiges Zeichen der Unterwerfung. Die Einwohner einer unterworfenen Stadt zogen im Mittelalter dem Sieger barhäuptig und barfuß entgegen; der Ritter, der im Turnier besiegt war, nahm den Helm ab; es kommt ferner vor, daß man bei der Lehnshuldigung neben Gürtel, Schwert und Handschuhen auch den Hut hingiebt, um sich als Vasall zu zeigen. Auch der Gottheit gegenüber pflegt man seine Ohnmächtigkeit auf dieselbe Art zu zeigen. Vor den Christus- und Madonnenbildern zieht man in katholischen Ländern den Hut, und wir entblößen unser Haupt am Grabe.

Unzweifelhaft darf man so in dem Hutabnehmen ursprünglich eine Ceremonie der Unterwerfung sehen. Wenn man dasselbe direkt aus dem Lehnswesen hat herleiten wollen,[1]) so ist das nicht richtig. Man kann das Gebahren des Lehnsmannes, der sich gewissermaßen wehrlos macht, nur als Analogie heranziehen. Die Hauptsache ist, daß das Abnehmen des Helms oder des Hutes Unterwerfung bedeutet. So heißt es in den Nibelungen:[2]) „Saht Ihr wohl je zur Sühne so viele Helden kommen mit aufgebundenen Helmen und die Schwerter in der Hand?" Damit wird gesagt, an friedliche Absicht sei in solchem Aufzug nicht zu denken. Wer den Helm abbindet, will keinen Kampf, z. B. kommt im Mittelalter ein Parlamentär „bloets hoeft", denn „dis was een teken van vrederecht."[3]) Charakteristisch ist ferner auch die Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert von zwei belagerten Rittern. Der eine hängt „fridenshalb" den Helm zum Fenster hinaus, der andere wirft ihn aus demselben Grund unter die erbitterte Menge.

Gerade im Mittelalter läßt sich nun verfolgen, wie dieses

---

[1]) So Hildebrand in den Verhandlungen der 26. Versammlung deutscher Philologen u. s. w. S. 212. Er beruft sich auf „eine Stelle des sächsischen Lehenrechtes, wonach der Lehensmann, wenn er zum Lehensherrn kommt, alles ablegen soll, was er von Eisenzeug an sich trägt, namentlich aber den huot und das huotelîn, das heißt den Helm und die demselben untergelegte wollene Kappe." Vergl. auch Germania XIV, S. 125. Andererseits die Grenzboten. 48. Jahrg. III. Quartal S. 406 f.

[2]) Vers 2110. (Vgl. Grenzboten 48. IV, S. 55.)

[3]) Lancelot 3, 18244 (Grenzboten 48. III, S. 408).

Helmabnehmen, das ursprünglich aus einer Kampfessitte hervorging, überhaupt Zeichen der Unterwerfung wird, also im Lehnsrecht. So auch Gott und dem König gegenüber. Weiter wird dann der Hut vor Vornehmen gezogen, also Leuten, die mächtiger sind, als der Grüßende. Da ist es recht charakteristisch, daß in Frankreich im Mittelalter auch die Damen Vornehmen gegenüber beim Gruße ihre Haube abnahmen.[1]) Andererseits wird das Abnehmen des Helmes auch schon ein Zeichen der Höflichkeit — Frauen gegenüber.[2]) Und später wird es feste Regel des Anstandes, im Gespräch mit Frauen sein Haupt zu entblößen.

Nachdem Anfangs also nur der Niedere den Höheren durch das Abnehmen der Kopfbedeckung gegrüßt hat, dehnt sich die Sitte dann auch auf Gleichstehende aus und wird allgemein. —

Den Versuch, den Gruß ursprünglich als Zeichen des Friedens oder der Unterwerfung zu betrachten, möchte ich noch durch eine moderne Erfahrung ergänzen, die man täglich machen kann. Wenn zwei Touristen in einsamer Waldgegend und bei Eintritt der Dunkelheit sich einander nähern, so werden sie unwillkürlich den Nahenden mit einem gewissen Mißtrauen herannahen sehen. Beide werden sich beim Begegnen begrüßen, der Ängstlichere zuerst, und nicht stumm an einander vorübergehen. In diesem Fall ist der Gruß kaum ein Zeichen der Achtung oder des Wohlwollens, sondern cum grano salis — ein Friedenszeichen.

Andererseits können wir noch heute beobachten, daß häufig der niedere Mann in kleinen Städten oder auf dem Lande jeden grüßt, der ihm nach etwas aussieht. In solchem Gruß mag man immer noch etwas Unterwürfiges sehen.

Nach diesem Versuch, den Ursprung der Hauptgrußformen zu erklären, erscheint es notwendig, kurz die Entwickelung der einzelnen Formen zu erörtern. Diese Entwickelung geht

---

[1]) Album d. litterarisch. Vereins zu Nürnberg 1863. S. 164.

[2]) Grenzboten 48. III, S. 408. „So z. B. im Erec 8960 ff., wo der Held eine Frau einsam sitzend findet, die der Hilfe bedürftig erscheint; er steigt vom Roß, bindet es an einem Ast an, lehnt Schild und Speer an den Stamm, bindet den Helm ab, nimmt auch das hüetel unter dem Helm ab . . . und tritt so vor die frouwe."

naturgemäß im Sinne der Vereinfachung, der Abschleifung vor sich. Unsere Verbeugung z. B. mit jenem Werfen auf den Rücken zum Zeichen der Unterwerfung zusammenzubringen, erscheint zunächst wunderlich; aber wenn man die ganze Entwickelungsreihe mit allen Zwischenformen überschaut, wird man es natürlicher finden. Durch Aufzählung zu vieler Beispiele für die einzelnen Formen will ich nicht ermüden, man findet solche zahlreich in dem erwähnten Werk Spencers.[1])

Von der oben zuerst erwähnten Grußform, dem Werfen auf den Rücken, ist es nicht weit zu der nächsten, dem Niederwerfen auf das Gesicht. Auch diese Form ist ausdrucksvoll genug, als Zeichen der Unterwerfung zu dienen. Durfte man bei jener ersten Form an das Verhalten der Hunde erinnern, so erscheint auch diese zweite dem Kulturmenschen eher hündisch als menschlich. Schon die Griechen, welche einen solchen Gruß bei den Persern kennen lernten, nannten das demgemäß προσκυνεῖν, d. h. „anhündeln.“[2]) Wir finden diese eines demütigen Sklaven würdige Grußform wie bei den Persern, so überhaupt in den despotisch regierten Ländern des Orients. In Sumatra und auf anderen ostindischen Inseln findet man sogar eine Grußform, die noch deutlich an das ursprüngliche Verhältnis des Unterworfenen erinnert. Dort wirft man sich nämlich auf die Erde nieder und setzt den Fuß des zu Grüßenden auf Brust, Kopf oder Knie. Der dem Orientalen ähnliche Slave hat verwandte Grußformen. „Ich falle zu Füßen“, sagt noch heute der polnische Bauer zu dem Edelmann.

Aus dem vollständigen Niederwerfen wird ein annäherndes. Man wirft sich z. B. auf die Knie und berührt mehrere Male mit der Stirn den Boden. Auch dies ist eine Grußform. Die nächste Abkürzung wieder ist das Knieen, das als Ehrenbezeugung sehr verbreitet ist, aber auch als Gruß z. B. in Japan vorkommt. Die Japaner zeigen auch wieder eine weitere Abkürzung, indem sie, nur die vollständige Bewegung andeutend,

---

[1]) a. a. O. S. 139 ff.

[2]) Bei einigen Naturvölkern findet man ein vollständiges Hinkriechen zu dem Höheren. Vgl. Waitz, Anthropologie V, 1. S. 160 und Spencer a. a. O. S. 142.

das Knie beugen. Es erscheint nicht ungerechtfertigt, auch das „Knixen" unseres weiblichen Geschlechts und den früher üblichen „Kratzfuß" als abgekürztes Knieen aufzufassen. Weiter findet man dann, daß man beim Gruß tief gebeugt vorübergeht.[1]) Als die letzte Abkürzung des ursprünglichen Niederwerfens darf man endlich unsere Verbeugung beim Gruß ansehen. Daß diese ganze Entwickelung nicht gekünstelt ist, ersieht man aus dem streng geregelten Ceremoniell der Chinesen, das alle diese und noch mehr verschiedene Formen als Ehrenbezeugung von dem Niederwerfen bis zur Verbeugung enthält.

Eine Reihe anderer Grußformen besteht, wie erwähnt, in einem ursprünglichen Wehrlosmachen der Hände und Arme, der Träger der Waffen. Hier läßt sich nicht so klar eine Entwickelung der Formen verfolgen, doch lassen sich auch hier umständliche und einfachere unterscheiden. Ein bekannter Gruß ist die Verbeugung mit auf der Brust gekreuzten Armen. Heute noch bei den Türken üblich, war sie schon als Adoration vor den byzantinischen Kaisern gefordert.[2]) Mit unserer Auffassung stimmt es sehr gut überein, wenn der Grieche noch im Mittelalter diese Form δέω τὰς χεῖρας (ich binde die Hände) nannte. Eine Vereinfachung ist der jetzt in Griechenland übliche Gruß, nur die linke Hand auf die Brust zu legen. Daß auch das Falten der Hände nichts anderes ursprünglich ist, als eine unterwürfige Andeutung der Fesselung oder ein Zeichen der Wehrlosigkeit, ist darnach klar. Solche Grüße, bei denen die gefalteten Hände zur Stirn erhoben werden oder in die Hände des andern gelegt werden, findet man bei den Mongolen, in Unyanyembe, in Sumatra, in Siam. Auch das Erheben und Ausstrecken der Hände[3]) als Gruß, ja schließlich unser Handschlag hat sicherlich denselben ursprünglichen Sinn. Alle diese Bewegungen der Hände sind so sehr ein Zeichen der Unterwerfung, daß schon der Römer, wenn er sich in einem Wortgefecht für besiegt erklärte, sagte: Manus do.[4]) Als deutliches

[1]) Vgl. Waitz a. a. O. V, 2. S. 127.
[2]) Sittl a. a. O. S. 151.
[3]) Vgl. z. B. Waitz a. a. O. VI, Seite 749 und 751.
[4]) Sittl a. a. O. S. 150.

Zeichen der Wehrlosmachung stellt sich andererseits z. B. eine der Grußbewegungen des niederen Japaners dar. Dieser steckt nämlich die rechte Hand in den linken Ärmel und läßt dann die Arme langsam bis an die Knie herabgleiten. Andere Grußformen wieder bedeuten ursprünglich anscheinend nicht die eigene Wehrlosmachung, sondern die des anderen. So umfassen zum Gruß die Schlangenindianer den anderen mit dem linken Arm.[1]) Die Malaien fassen die Hand des andern zwischen die eigenen.[2])

Der ganze Lauf der Entwickelung ist nach alledem in Kürze dieser. Die Zeichen der Unterwerfung, ursprünglich vollständig ernsthaft gemeint, werden im Laufe der Zeit gewohnheitsmäßige Ceremonieen, sobald ein Mächtiger naht. Durch diese gewohnheitsmäßige Ausübung verliert die Ceremonie nach und nach ihre eigentliche Bedeutung, sie wird bloße Form. Als solche wird sie allmählich nicht nur dem Mächtigen, sondern überhaupt anderen Menschen gegenüber angewandt; andererseits erleidet sie, weil der ursprüngliche Sinn vergessen ist, immer größere Abkürzung. Daß solche Abkürzungen, wie die oben erwähnten, durchaus nichts Wunderbares an sich haben, kann uns ein Beispiel aus ganz moderner Zeit lehren. Ich meine die Abkürzungen des Hutabnehmens in das Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung, wie es jetzt bei dem Militär, aber auch sonst wohl bei Schiffern, Arbeitern Sitte ist. Weil es unbequem ist, die schwere Kopfbedeckung, den Helm, häufig abzunehmen und wiederaufzusetzen, macht man nur die andeutende Bewegung. Der Arbeiter, der seinem Genossen begegnet, hebt aus Bequemlichkeit, obgleich er nur die leichte Mütze trägt, die Hand oft kaum bis zur Kopfhöhe. Aus diesem letzten Umstand sieht man wieder, wie gerade die Übertragung der Formen auf Begegnungen mit Seinesgleichen häufig zu nachlässiger Anwendung und daher zur Vereinfachung führt.

Indessen ist noch eins zu bemerken. Eine Abkürzung solcher Formen ist im allgemeinen keine willkürliche. Sie vollzieht

---

[1]) Bastian, Der Mensch. Band III. S. 405 (nach Lewis).
[2]) Waitz a. a. O. V, 1. S. 160.

sich allmählich und nicht nach Gutdünken einzelner. Sobald die Formen als solche Geltung erlangt haben, herrscht — auch auf ganz niedrigen Kulturstufen — der unerbittliche Zwang des Ceremoniells. Häufig bildet sich sogar eine außerordentliche Weitschweifigkeit und Kompliziertheit der Grußformen aus, an der man unbedingt festhalten muß. Beispiele werden noch erwähnt werden.

Im ganzen wird man in der bezeichneten Entwickelung klar und deutlich einen Fortschritt erkennen.

In der vorstehenden Erörterung sind die Hauptgrußformen auf natürliche Weise erklärt worden; nicht erwähnt sind einige absonderliche Formen. Am obern Kongo reibt man zur Begrüßung einzelne Körperteile in bestimmter Folge mit Sand; bei den Dschiurnegern am Bahr-el-Gazal begrüßte der Häuptling fremde Reisende, indem er seine Waffen niederlegte, ihre Hände faßte und in diese und ihre Gesichter spie; die Fidschi-Insulaner reiben zur Begrüßung ihre Nasen aneinander.[1]) Wenn uns für solche Formen zunächst eine Erklärung fehlt, so kann man doch sicher sein, daß auch sie ursprünglich eine natürliche Entstehungsursache haben.

Jedenfalls läßt sich als bisheriges Ergebnis unserer Betrachtungen annehmen, daß unsere Grußformen eine ursprüngliche Bedeutung gehabt haben, die mit dem Sinn unserer heutigen Begrüßung absolut nichts gemein hat. Ganz anders steht es mit den Grußformeln, den Grußworten. Sie sind alle

---

[1]) Andere sonderbaren Grußformen finden sich z. B. bei den Ainos (auf Jesso und den Kurilen), bei denen sich der Niedere mit gekreuzten Beinen auf die Erde setzt, das Haupt vorbeugt, und die zusammengelegten Hände dreimal gegen das Gesicht hebt, als ob er Erde über sich ausschüttet (vgl. damit den Gebrauch der Kongoneger vor dem Häuptling sich mit Sand zu bestreuen, ein Zeichen der Unterwerfung! Vgl. Spencer a. a. O. S. 151 f.) und dann dreimal den Bart streicht. Das Reiben der Nase oder anderer Körpertheile findet sich auch sonst (auch ein Kratzen der Schulter), vgl. Waitz, a. a. O. III, S. 136. Das Berühren der Nasen hat etwas vom Beschnüffeln bei den Marianern. Waitz V, 2. S. 127. Vgl. weiter noch Waitz a. a. O. VI, S. 143 und 749. Es scheint fast, als ob man derartige Gebräuche mit dem Gebahren der Tiere zusammenbringen kann. Vgl. Spencer a. a. O. S. 19.

auf einer Kulturstufe entstanden, auf der man gelernt hatte, dem andern mit Höflichkeit zu begegnen, ihm Achtung oder Wohlwollen zu zeigen. Sie drücken, indem sie meist mit den eben erörterten Formen verbunden werden, in der That Wohlwollen und Achtung aus und haben eben nur als Begrüßung Sinn.

Da ist es nun überaus interessant zu beobachten, wie trefflich die Art der Begrüßungen den Geist und Charakter verschiedener Kulturvölker veranschaulicht. Darüber mögen noch einige Worte gesagt sein.

Das höflichste Volk der Welt sind unzweifelhaft die Chinesen. Dem entspricht ihr Gruß, der in vielen Ceremonieen, daneben in endlosen höflichen Phrasen besteht. Bekannt ist Zschokkes humoristische Beschreibung, die er Herrn Habakuk Pumper in den Mund legt. „Ich warne jedermann vor einer Reise nach China. Die Menschen bilden sich ein, man könnte ohne Komplimente nicht leben. Der schlechteste Bettler auf der Straße könnte in Europa das Amt eines Cermonienmeisters bekleiden. Sobald ich ans Thor der Stadt kam, gab's Bücklinge und Kratzfüße hinten und vorn und von allen Seiten. Ich bückte mich links und rechts, kratzte mit beiden Füßen, daß der Boden dampfte, wie ein Huhn, das im Mist scharrt, und ein Kompliment folgte aufs andere, und ich wurde nicht fertig."

Überhaupt sind im Orient die Begrüßungen, mit Befragen über das Befinden und ähnlichen Dingen verbunden, von einer Weitschweifigkeit, daß man oft ganz erheblich am Weiterkommen verhindert wird.

Höchste Frömmigkeit und kirchlicher Sinn ist das am meisten charakteristische Merkmal mittelalterlichen Geistes. Daher lauten die deutschen Grüße dieser Zeit — und ihnen entsprechen die französischen u. s. w. — also: „Gott erhalte Euch, Gott grüße Euch, Gott minne Euch; Gott willkommen, Gott befohlen." Aus dieser Zeit stammt das französische A dieu, das wir adoptiert haben und noch heute gedankenlos aussprechen. Es ist dieser letzte Gruß zugleich trübe Erinnerung an Deutschlands niedrigste Periode der Ausländerei und Schwäche. In Süddeutschland und Tirol ist als Rest dieser mittelalterlichen Grüße das trauliche „Grüß Gott" bis heute geblieben. Ein

Merkmal kirchlicher Gesinnung ist auch der vom Papst Benedikt XIII. empfohlene und in katholischen Ländern übliche Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus", welcher mit dem Gegengruß: „In Ewigkeit! Amen!" erwidert wird.

Der schönste und zugleich recht eigentlich nationale Gruß hat sich indessen bei den Griechen ausgebildet. Die Griechen der klassischen Zeit unterließen alle besonderen Bewegungen der Hände oder des Körpers und begrüßten einander nur mit dem Gruße der Freude: χαῖρε, d. h. „Freue dich." Für dies geistig hochstehende, lebensfrohe und harmlose Volk ist kaum etwas so charakteristisch wie dieser Gruß. Als Herodot in Ägypten die stummen Kniebeugungen der Begegnenden sah, vermißte er schmerzlich den frohen und freundlichen Gruß der Heimat. Dieser Freudegruß, der jedem und von jedem ohne Unterschied des Standes geboten wurde, ist der schönste Ausdruck jener harmonischen Lebenslust, welche den Griechen beseelte. Nur ein glückliches Volk kann so grüßen. Und wenn dieser Gruß sogar auf den Grabsteinen stand, so ist dies nicht minder charakteristisch. Die Toten grüßten die Lebenden mit demselben Freudegruß, nicht finster mahnend an Vergänglichkeit, sondern aufmunternd, das Leben zu nehmen wie es ist, unbekümmert um das Jenseits, auf Erden Gutes und Schönes zu wirken.

Ein Wohlwollen gegen den Nächsten prägt sich auch in den Grüßen anderer älterer Kulturvölker aus. Der Punier wünschte langes Leben; der Römer sagte zu dem Kommenden Ave, sei willkommen, und beim Gehen Vale, bleibe gesund!

Dem modernen Menschen gilt freundliche Begrüßung, in der sich Wohlwollen für den Begegnenden ausspricht, als selbstverständlich. Um nur von den deutschen Grußarten zu reden, wir wünschen „Guten Tag, Guten Morgen, Gute Nacht!", wir sagen zu dem Ankommenden „Willkommen!" und bieten dem Scheidenden „Lebewohl". Der unterwürfige Gruß „Gehorsamer Diener", „Diener", der, wie das A dieu, aus dem unseligen servilen siebzehnten Jahrhundert stammt — früher sagte man serviteur, noch jetzt und noch häßlicher in Österreich servus — verschwindet glücklicherweise mehr und mehr. Endlich sei noch der Gruß der Bergleute „Glückauf" erwähnt.

Freilich geht im modernen Leben die freundliche Begrüßung auch wieder verloren. Unsere raschlebende, geschäftige und rücksichtslose Zeit betrachtet den Gruß teilweise als eine Last. Nähert man sich vom Lande her der Stadt, so verstummen nach und nach die Grüße. Daß zwei Menschen, die sich im Walde oder auf der Landstraße begegnen, sich nicht mehr grüßen, gilt fast als ein Zeichen höherer Kultur. In der Großstadt ist der eine dem anderen vollständig gleichgültig, kaum grüßen sich nahe Bekannte.

Das liegt wesentlich in der gänzlichen Umgestaltung der sozialen Verhältnisse. So sehr man aber ein Freund der modernen Entwickelung sein kann, so sehr mag man das Verschwinden jener Züge bedauern.

Der mittelalterliche Mensch.

Wer von den „lichten Höhen“ des klassischen Altertums schönheitstrunken in die dunklen Regionen des Mittelalters hinabsteigt, der mag — vielleicht in einseitiger Überschätzung seiner klassischen Ideale — sich beengt und entsetzt fühlen, wenn er tiefer in sie eindringt. Und wieder wer begeistert dem Fluge moderner Entwickelung nachstrebt, mag mitleidig und verächtlich auf dieselbe Zeit zurückschauen. Ein Mann, wie Viktor Hehn, der sich unwillig von „den langen Jahrhunderten der Barbarei und des Aberglaubens“ abwendet und von „der ungeheuren Unterbrechung stetigen Kulturganges, die wir das Mittelalter nennen“, spricht, begegnet sich da mit Du Bois-Reymond, der gleich ihm „die Nacht des Mittelalters“ betrauert. Ich gestehe, ich halte solche Anschauung für durchaus berechtigt, für viel mehr berechtigt, als die neuerdings wieder modern gewordene Wertschätzung jener Jahrhunderte. Aber eine solche Anschauung darf uns nicht abhalten, diese Epoche uns menschlich näher zu bringen, sie verstehen zu lernen. Das Leben und die Menschen sind immer interessant, wenn man sie nur richtig ansieht. Und was wir sind, lernen wir am besten aus dem erkennen, was wir waren. Die Ideale unserer Zeit sind nicht diejenigen des Mittelalters. Der moderne Mensch erwachte vielmehr erst, als man die Bande, die den mittelalterlichen Menschen fesselten, zu bemerken und sie dann zu durchbrechen begann. Aber so gut der Mann mit Interesse auf die Jahre der Kindheit und der Jugend zurückblickt, in denen ihm nun so vieles unbegreiflich, so vieles unsagbar thöricht erscheint, so gut mag der moderne

Menſch ſich in die Zeiten verſetzen, in denen Menſchenleben und Menſchengeiſt ſich noch in Unfreiheit und Blindheit befanden.

Die Zeit der Unfreiheit und der Blindheit nannte ich eben das Mittelalter und meine damit den am meiſten charakteriſtiſchen Zug dieſer Zeit hervorgehoben zu haben. Es iſt die Anſchauung, die zwei ſo tiefe Kulturkenner, wie Jakob Burckhardt und Guſtav Freytag, gleichermaßen von jenem Zeitalter gewonnen haben. „Im Mittelalter", meint der erſte, „lagen die beiden Seiten des Bewußtſeins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menſchen ſelbſt — wie unter einem gemeinſamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgeſehen erſchienen Welt und Geſchichte wunderſam gefärbt, der Menſch aber erkannte ſich nur als Race, Volk, Partei, Corporation, Familie oder ſonſt in irgend einer Form des Allgemeinen". Und in demſelben Sinne ſpricht der andere von jener „langen Zeit innerer Unfreiheit". Wir Modernen ſehen in jener Macht, die damals alles Denken und Fühlen, alles Wollen und Handeln einengte, den Zwang, den brutalen Zwang. Aber von Zwang kann nur ſprechen, wer ihn empfindet. Und der mittelalterliche Menſch empfand ihn nicht: er war eben innerlich unfrei.

Als die antike Welt an ihrer eigenen inneren Fäulnis zu Grunde gegangen war, unfähig, dem Anſturm friſcher barbariſcher Völkerkraft zu widerſtehen, da waren die weiteren Geſchicke der Menſchheit an jene neuen Völker geknüpft. Und dieſe neuen Völker waren Barbaren, ſie waren noch im Zeitalter der Kindheit. Alſo mag ſolche innere Unfreiheit erklärlich ſein. Aber daß dieſe Völker ſolche Unfreiheit und Blindheit auch in ihrer weiteren Entwickelung bewahrten, daß die Anläufe, den Bann zu brechen, alle vergeblich waren, das verurſachte eine Macht, welche die Menſchen des Mittelalters ſich in unvergleichlichem Maße unterthänig zu machen verſtand, die Kirche.

Man darf ſagen, in der Kirche ging das Mittelalter auf. Seitdem durch Chlodwigs Übertritt zum römiſchen Glauben das Frankenreich, aus dem ſpäter die Weltmonarchie Karls des Großen hervorging, der Kirche gewonnen war, begann dieſe ihre Macht

höher und höher zu entwickeln. Die Kirche war es, welche das ganze mittelalterliche Europa gleichſam zu einer Einheit zuſammenfaßte, vor welcher alle nationalen Beſonderheiten dahinſchwanden. Die Kirche wurde das Medium für alle Lebensäußerungen der damaligen Menſchheit. Es läßt ſich inſofern von dem mittelalterlichen Menſchen als einem einheitlichen Typus mit weit größerem Rechte ſprechen, als von dem antiken oder dem modernen Menſchen. Für den mittelalterlichen Menſchen iſt die Kirche der Inbegriff alles höheren, alles ſittlichen und geiſtigen Lebens. Sie greift in ſeine Seele und formt ſie nach ihrem Willen. Durch das Bild, durch äußeren Pomp, durch ſinnlichen Reiz, wie die Muſik, faßt ſie das einfache Volksgemüt: aber auch tiefere Gemüter gewann ſie ihrer myſtiſchen Gedankenwelt. Sie verſtand es, in allem und jedem, in dem Klügſten und in dem Einfältigſten, in dem Mächtigſten und in dem Niedrigſten denſelben unerſchütterlichen Glauben heranzuziehen, der uns in dieſer Unerſchütterlichkeit faſt unheimlich erſcheint. Bei vielen ſteigerte ſich dieſer Glaube zum Fanatismus. Die Begeiſterung, welche die Kirche für ihre Ideen zu wecken verſtand, ſtieg nicht ſelten, wie in den Kreuzzügen, zu hellem religiöſem Wahnſinn, der wie eine allgemeine ſchaurige Epidemie die Leute ergriff. Ohne dieſen kirchlichen Glauben iſt der mittelalterliche Menſch gar nicht denkbar, in ihm ging im Grunde ſein ganzes inneres Leben von der Geburt bis zum Tode auf. Das Chriſtentum, wie es ſich in der Kirche darſtellt, iſt ihm etwas „objektiv Gegebenes", das unmittelbar zu ſeinem Daſein gehört.

Aber die Macht der Kirche beſchränkte ſich nicht auf die Seelen der Menſchen allein. Das ſtolze Wort, das im Jahre 1024 ein Abt an den Papſt Johann XIX. ſchrieb, daß der Stuhl Petri die Binde- und Löſegewalt im Himmel und auf Erden beſitze, war in der That nicht unrichtig. Vor der Autorität der Kirche ſollte ſich jede andere beugen. Dieſe Forderung mußte dem mittelalterlichen Menſchen im Grunde ſo berechtigt, ſo ſelbſtverſtändlich erſcheinen, wie nur möglich. Denn in der Kirche gipfelten zuletzt auch alle weltlichen Intereſſen. Dieſe mit ſich verknüpft zu haben, das war der großartige Gewinn für dieſe Kirche, welche doch als ihr Hauptprinzip die Weltverneinung auf-

ſtellte. Die Kirche wollte den Mittelpunkt des geſamten menſchlichen Lebens darſtellen, und ſie war nicht weit entfernt davon, dieſes Ziel völlig zu erreichen.

Alles Wiſſen, alle Bildung kam dem mittelalterlichen Menſchen von der Kirche. Dieſe Bildung beruhte auf der Antike: aber es war nicht die antike Bildung, ſo wenig elende Scherben ein unverſehrtes, ſchönes und künſtleriſch vollendetes Gefäß darſtellen können. Zwar die römiſche Sprache war auch die Sprache der Kirche, ſie tönte dem verwunderten Laien im Norden und Süden, im Oſten und Weſten der Chriſtenheit entgegen: aber was man in dieſer Sprache lehrte, waren nur geringfügige Trümmer des antiken Wiſſens. Und das Ziel war auch gar nicht, dem Menſchen hohe Bildung und weites Wiſſen zu übermitteln. Man hemmte vielmehr die Beſchäftigung mit der antiken Litteratur oder benutzte ſie, ſoweit man ſie freigab, nur zur ſprachlichen und Denkſchulung. Der Kreis des mittelalterlichen Wiſſens war nur ein überaus kleiner, ſo daß es oft der Einzelne völlig beherrſchen konnte. Aber dieſes geringfügige Wiſſen, das im Grunde doch nur aus überkommenen Phraſen beſtand, war keineswegs Allgemeingut; es wurde faſt ausſchließlich von den Geiſtlichen beſeſſen und gepflegt. Sehr ſelten ſind Laien, die eine annähernde Bildung beſaßen, und ſie kam ihnen aus geiſtlicher Hand. Denn die Geiſtlichen, die Hüter des Wiſſens, waren auch die alleinigen Vermittler. Die Schule gehörte damals der Kirche vollſtändig. Der Zweck der Schule aber war nicht auf Erzielung höherer Bildung, ſondern darauf gerichtet, die Menſchen zu gewiſſen geſchäftlichen Dingen fähig, vor allem aber ſie für die Lehren der Kirche empfänglich zu machen. Auch der Kult der Kirche erforderte eben die Kenntnis des Lateiniſchen. Wie die Schulen, waren im eigentlichen Mittelalter auch die Univerſitäten lediglich Inſtitute, durch welche die Kirche ihre Zwecke verfolgte. Welchen Einfluß aber dieſes Wiſſensmonopol der Kirche in jeder Beziehung auf die Menſchen ausüben mußte, iſt ohne weiteres klar. Der Kleriker konnte auch der weltliche Berater der Großen wie der Kleinen ſein.

In der Kirche Dienſt das Wiſſen, in der Kirche Dienſt auch die Kunſt. Von weltlichem Geſang wurde der Menſch herüber-

gezogen zu den Klängen, welche das Gotteshaus durchdröhnten. Die Kunſt der Architektur, welche das Mittelalter in hohem Grade zur Blüte brachte, ſah ihre weſentliche Aufgabe im Bau der Gotteshäuſer. Die Jungfrau, den Erlöſer und die Heiligen darzuſtellen, ſchien dem Bildner und dem Maler höchſtes Ziel. Die Dichtkunſt wurde mehr und mehr von dem „obſcönen Geſang“ der Laien auf das religiöſe Gebiet gedrängt. Das bißchen Drama, welches das Mittelalter kennt, war nur grobſinnliche Veranſchaulichung der bibliſchen Geſchichte. Kurz jedes höhere Empfinden ſollte religiös ſein.

Gab ſo die Kirche den Menſchen alle geiſtige Nahrung, ſo ſorgte ſie auch, wenn ſie derſelben bedurften, für die leibliche. Daß ſie die Unglücklichen und Beladenen willig aufnahm, das iſt nicht die letzte Urſache ihrer ungeheuren Macht. Eine ausgedehnte Wohlthätigkeit betrachtete die Kirche von Anfang an als ihre beſondere Aufgabe. Überall gründete ſie Armen- und Krankenſpitäler. Faſt bei allen Klöſtern fand man ein Siechenhaus. Armenſpeiſung und Armenpflege waren urſprünglich eine rein kirchliche Inſtitution. Schon auf Erden konnte die Kirche alſo den Bedürftigen und Gebrechlichen als eine wahre Heilsanſtalt erſcheinen. Aber die Kirche wirkte in dieſer Beziehung auch weiter. Sie rief auch eine private Liebesthätigkeit hervor. Human waren die Menſchen des Mittelalters wahrhaftig nicht, und nicht aus Humanität thaten ſie den Armen Gutes. Auch nicht aus praktiſchen und wirtſchaftlichen Gründen. Vielmehr handelte man alſo nur im Intereſſe des eigenen Seelenheils. Denn die Kirche ſtellte ſolche Liebesthätigkeit als ein Hauptmittel, das ewige Heil zu erwerben, hin. So finden wir denn bei Stiftungen, Almoſenſpenden und ähnlichen Handlungen regelmäßig den Zuſatz: „Zu Ehre und Lob des allmächtigen Gottes,“ „um Gottes Willen“ oder „zur Rettung des Gebers.“ Gar Mancher gab in dem Gedanken, daß der Beſchenkte nun für den Geber beten werde. Es gab oft Leute, die in ihrer Wohlthätigkeit über alles Maß hinausgingen, nur um Gott wohlgefällig zu ſein.

Umgekehrt, wer frevelte, wurde in erſter Linie als Frevler gegen Gottes Gebot beſtraft. Die Grundauffaſſung auch des

Rechts iſt alſo eine religiöſe, wenn das auch nicht immer in allen Einzelheiten hervortritt.

So mußte denn die Kirche dem mittelalterlichen Menſchen in jeder Beziehung als *höchſte und einzige Autorität* erſcheinen. Freilich gab es eine Macht, die an ſich denſelben Anſpruch hätte erheben können, das war der Staat oder, um einen etwas modernen Beigeſchmack zu vermeiden, das weltliche Regiment. Aber ſchon wenn man ſich den ungeheuren Einfluß der Kirche, wie er eben angedeutet iſt, klar macht, wird man einſehen, daß ein ſolcher Anſpruch niemals einen Erfolg haben konnte. Von mittelalterlichem Standpunkt aus mußte der Staat durchaus eine der Kirche untergeordnete Inſtitution ſein; ſeine Hauptaufgabe war, ſie zu ſchützen und zu unterſtützen. In den Augen des Mittelalters iſt das römiſche Weltreich nie untergegangen; als das heilige römiſche Reich dauerte es fort, aber eben als das „heilige", als Zuſammenfaſſung der Chriſtenheit. Das war ja auch das Ideal des Wiederaufrichters dieſes Reiches, Karls des Großen. Als dieſer Staat dann zerfiel, ſchienen ſich nationale Monarchieen endgültig bilden zu wollen. Aber ſchon Otto der Große nahm den Gedanken des chriſtlichen Weltreichs wieder auf, und der römiſche Kaiſer blieb fortan der leitende Gedanke, man möchte faſt ſagen die fixe Idee der deutſchen Könige. Indes konnte es unmöglich ausbleiben, daß die Machtanſprüche der Kaiſer einerſeits und der Päpſte andererſeits gewaltiger zuſammenſtießen. Und der Kampf kam, aber für die weltliche Macht nicht der Sieg. Für Heinrich IV. kam ein Kanoſſa, und für die Hohenſtaufen ſpäter ein Ende mit Schrecken. Seitdem begann die „klaſſiſche Zeit des Mittelalters", die den Höhepunkt päpſtlicher und kirchlicher Macht darſtellt. „Alle großen Reiche", hieß es damals, „ſollen in Tetrarchieen zerteilt werden, auf daß der gekrönte Prieſter über ſie alle herrſche."

So ſtellt ſich denn durchaus als die das mittelalterliche Leben beherrſchende Macht die Kirche dar. Sie hatte das Wort: „Seid klug wie die Schlangen" zum leitenden Gedanken erhoben und planvoll dieſe Macht gewonnen. Es kam ihr nicht darauf an, geradezu widerſtrebende Tendenzen, die Weltluſt im vollſten Umfange, gelegentlich zu dulden, nur verſah ſie dieſelben

mit einem religiöſen Mäntelchen. Klug ſchonte ſie, woran des Menſchen Herzen hing, und machte heidniſchen Segen zu chriſtlichen Sprüchen. Und ſo gewann ſie auf alle Weiſe der Menſchen Kopf und Herzen und ſchlug ſie in eherne Feſſeln.

Es waren in Wahrheit eherne Feſſeln, welche das Denken und Fühlen des mittelalterlichen Menſchen einengten. Aus dieſer „innerlichen Unfreiheit“ begann er ſich erſt emporzuringen, als er den Bann der Kirche zu brechen unternahm.

Ihre Autorität hob alle Denkfreiheit auf. Der mittelalterliche Menſch dachte nicht, er glaubte. Der naive Zuſtand, in dem ſich die Menſchenſeelen zu Anfang des Mittelalters, den Kinderſeelen gleich, befanden, macht dieſes blinde Glaubensleben erklärlich. Und die Kirche, die an der Fortdauer dieſer Befangenheit das größte Intereſſe hatte, beförderte ſie in jeder Weiſe. Zunächſt iſt da jenes Bildungsmonopol der Geiſtlichen von größter Wichtigkeit. Es iſt der Kirche gelungen, die mittelalterliche Menſchheit, von einzelnen Ausnahmen abgeſehen, in einem Zuſtand völliger Unbildung zu erhalten. Der Laie, wenn er wohlhabend oder mächtig war oder einige Intereſſen hatte, erlangte über Schreiben und Leſen hinaus im beſten Falle einige Kenntniſſe, die ihm im öffentlichen oder geſchäftlichen Leben zu ſtatten kamen. Es mochte auch einzelne geben, die beiſpielsweiſe in der Lektüre des Virgil einen höheren Genuß fanden. Aber wo einmal ſolch ein Gedanke ſich regte, da erſchien er unerlaubt. Es waren auch in der Regel Geiſtliche, die ſolche Neigungen hatten und dann darüber arge Gewiſſensbiſſe verſpürten. Bei den Laien war der Bildungszuſtand überall der gleiche, nämlich äußerſt gering. Der Fürſt und der Ritter konnten oft ſo wenig ſchreiben und leſen, wie der Knappe und der Stallbube. Auch ihre Anſchauungen, ihre Vorurteile, ihr Horizont ſind völlig gleich. Und ſie ahnten nicht, wovon ſie ausgeſchloſſen waren, und ſo war auch ein Streben nach höherer Bildung, nach Erkenntnis gänzlich unmöglich.

Nach Erkenntnis ſtrebten im Mittelalter übrigens auch die Wiſſenden nicht. Es iſt das ein Hauptgrund, warum der geiſtige Fortſchritt in dem langen, langen Mittelalter ein ſo überaus geringer iſt. Thomas von Aquino bezeichnete

das Streben nach Erkenntnis der Dinge als eine Sünde, wenn man dieſes Streben nicht auf die Erkenntnis Gottes, des Endzwecks aller Erkenntnis richte. Und ebenſo meinte Roger Baco, daß die Wiſſenſchaft, welche auf die chriſtliche Glaubenslehre keinen Bezug nehme, „zur hölliſchen Finſternis" führe.[1]) Jedes Wiſſen, jedes Studium hat alſo nur einen Wert, wenn es die Ideen und Beſtrebungen der Kirche zu ſtützen vermag. Alles, was darüber hinausgeht, alſo z. B. ein wirkliches Studium der antiken Litteratur, nicht nur in Bezug auf die Form, wird von der Kirche energiſch bekämpft. Schon Notker von St. Gallen warnt den jungen Salomo, den ſpäteren Biſchof, vor den heidniſchen Schriftſtellern, denn ſie wendeten den Sinn von dem wahren Ziel des Menſchen ab. Wem dann wirklich ein Licht der Erkenntnis zu dämmern begann, der glaubte entſetzt in des Teufels Angeſicht zu blicken und ſuchte ſeine Seele durch Gebete und Kaſteiungen zu retten.

Was die Kirche wollte, erreichte ſie ſo vollkommen. Sie erhielt die Menſchen dauernd in geiſtiger Finſternis. Und die leitenden Geiſter in der Kirche verfolgten dieſe Idee nicht etwa aus Machtzwecken: ſie handelten vielmehr unter demſelben Zwang, ſie waren ebenſo befangen wie die anderen.

Der unbedingte Autoritätsglaube und die allgemeine Denkſcheu machten ein höheres geiſtiges Leben überhaupt unmöglich. Bei begabten Leuten wird das Denken gekünſtelt. Nirgends taucht ein neuer ſelbſtändiger Gedanke auf. Man denke an die Art, wie man im Mittelalter ariſtoteliſche Philoſophie betrieb! Im beſten Fall gekünſtelte Gedankenſyſteme, die im Grunde mehr als albern waren. Nirgends ein eigenes Urteil, überall Berufung auf die Kirchenväter, auf die heilige Schrift.

Bei ſolchem ſchiefen Denken oder Garnichtdenken mußte auch die Denkfähigkeit überhaupt ſchließlich erlahmen. Und damit auch die Beobachtungsfähigkeit, die Kombinationsgabe. Man ſah wohl intereſſiert auf die Vorgänge in der Natur, aber man verſuchte nicht, ſie zu erklären. Man verſtand das Geſehene

[1]) v. Eicken, Geſchichte und Syſtem der mittelalterlichen Weltanſchauung. S. 590.

nicht. Am beſten behalf man ſich, wie in der Heilkunde, noch mit roheſtem Empirismus. Und darin übertraf der gemeine Mann den ſpitzfindigen Gelehrten weitaus.

Aus ſolchen Gründen erklärt ſich ſchließlich auch das hervorragend unpraktiſche Weſen des Mittelalters. Auch im gewöhnlichen Leben dachte niemand an einen möglichen Fortſchritt. Es kam da hinzu, daß man den Lehren der Kirche gemäß die Gegenwart der Zukunft, dieſes irdiſche Daſein dem Jenſeits durchaus unterordnete. Den hyperkonſervativen Sinn des Mittelalters, der Alles beim Alten läßt, kann man auf allen Gebieten des damaligen Lebens beſtätigt finden. Man mochte oft gar nicht an die Möglichkeit von Verbeſſerungen und Neueinrichtungen denken.

Ueber die Denkträgheit und den Denkzwang jener Zeit mag ſich der moderne Menſch ſehr erhaben dünken: höchſt unſympathiſch muß ihn aber der Gefühlszwang, welcher die damaligen Menſchen drückte, berühren. Auch ihn verurſachte zum größten Teil die Kirche. Ihre Hauptidee war die Weltverneinung und die Weltverachtung; ihr Hauptziel, das Menſchliche dem Göttlichen unterzuordnen. Der Erfolg war, daß das Menſchliche vielfach im Menſchen erſtickt wurde.

Jenes Prinzip der Weltverneinung darf man mit Eicken[1]) als den innerſten Kern der mittelalterlichen Weltanſchauung auffaſſen. Es befand ſich ohne Frage im direkteſten Gegenſatz zu dem natürlichen Gefühl des Menſchen. Aber die Kirche hatte die Macht, auch die berechtigtſten Gefühle zu zwingen und aufzuheben. Bis zu welchem Grade dieſe Macht reichte, wie unnatürlich alſo der Menſch, wenn er der religiöſen Idee ſich hingab, werden konnte, mag an einem Beiſpiele ſogleich grell hervortreten. Katharina von Siena empfand einmal vor dem widerlichen Geſchwür einer Kranken einen gewaltigen und natürlichen Ekel. Aber ſie überwand ihre Natur in ſolchem Grade,

[1]) Den Gedanken hat Eicken in dem eben angeführten umfangreichen Buch durchgeführt. Nebenbei ſei hier bemerkt, daß dieſes Buch zwar große Vorzüge hat, aber an dem Grundfehler leidet, den Arbeiten ähnlicher Art faſt durchweg haben. Es werden immer nur Lehrmeinungen einzelner als maßgebend angeſehen, auf den Durchſchnitt der Menſchen wird keine Rückſicht genommen.

daß ſie mit ihrem Munde jene Wunde berührte und ſogar das Waſſer, mit dem ſie den Eiter abgewaſchen hatte, austrank. Hier wendet ſich unſer Gefühl mit Entſetzen ab, und wir ſind verſucht, ſolche Dinge pathologiſch zu nennen. Und einen pathologiſchen Grundzug werden wir in dem ganzen religiöſen Gefühlsleben des Mittelalters finden müſſen. Denn giebt es überhaupt etwas Unnatürlicheres und Krankhafteres, als die ganze Forderung der Askeſe? Aber wir ſtehen vor einer Thatſache, an der nicht zu deuteln iſt. Der Welt zu entſagen, den natürlichen Menſchen zu beſiegen, das war nach der Lehre der Kirche die höchſte Tugend. Und in Wahrheit ſah das geſamte Mittelalter in dem gotterfüllten Asketen das höchſte menſchliche Ideal. Ein Ideal freilich, das, wie es ja mit Idealen zu gehen pflegt, die Mehrheit der Menſchen lieber aus der Ferne bewunderte, als zu verwirklichen beſtrebt war. — Die Askeſe war dem abendländiſchen Europa durchaus fremd geweſen. Das wüſt-ſinnliche Treiben in Ägypten, dem Miſchpunkt orientaliſcher und griechiſcher Kultur, hatte zuerſt fromme Büßer veranlaßt, zu dem entgegengeſetzten Extrem zu flüchten und in der Wüſte ein verlaſſenes asketiſches Daſein zu führen. Ihr Beiſpiel fand, wie es in ſolchen Zeiten nicht ſelten iſt, ſehr raſche Nachahmung. Bald bildeten ſich fromme Geſellſchaften, die dann auch nach Europa drangen. Aus ihnen entwickelten ſich die mittelalterlichen Klöſter. Nebenher gab es immer noch einzelne Asketen und Klausner. In dem chriſtlich gewordenen Germanentum fand die Bewegung ſehr günſtige Aufnahme. Wir hören ſogar von einem Knaben, der ſich einmauern ließ. Fränkiſche Fürſtentöchter flüchteten ſich in das Kloſter ebenſo wie rauhe Kriegsleute. Das asketiſche Verlangen faßte den Einzelnen oft überraſchend plötzlich. Eine ſchwere Krankheit, ein Unglücksfall, irgend eine pſychiſche Erſchütterung führten ſolchen Entſchluß herbei. Der Stifter der Prämonſtratenſer, Norbert, ſpäter Erzbiſchof von Magdeburg, urſprünglich ein vornehmer Weltmann, wurde plötzlich gewandelt, als ein Blitzſtrahl neben ihm zur Erde fuhr. Er gab ſein ganzes Vermögen fort und leiſtete fortan das Unglaublichſte in Bußübungen und Kaſteiungen. Er iſt ein echt mittelalterlicher Typus. In dem Mönchstum war fortan das verkörperte Lebensideal

gegeben. Verzicht auf jeden irdiſchen und natürlichen Genuß war damit von den zahlloſen Menſchen, die ſich in die Klöſter drängten, gefordert, volle und unbedingte Selbſtentäußerung. Es iſt natürlich, daß dieſe Mönche ihrerſeits wieder für ihre Auffaſſung von der Nachfolge Chriſti wirkten und mächtig die Gemüter der Weltgeiſtlichen und Laien beeinflußten. — Es mußte dahin kommen, daß den Menſchen das natürliche und normale Fühlen, Denken und Treiben unerlaubt, eine Sünde ſchien.

Die ſchroffſte Forderung war die Forderung der unbedingten Keuſchheit, zugleich die widerſinnigſte. Denn durchgeführt, würde ſie den Untergang des Menſchengeſchlechts bedeuten. Praktiſch war daher gerade bei dieſer Forderung der Erfolg ein äußerſt geringer. Selbſt von den Geiſtlichen, die ja dieſes Gebot der Eheloſigkeit verwirklichen ſollten, iſt hierin das ganze Mittelalter hindurch „maßlos geſündigt“ worden, und von allen Forderungen, die ſpäter Luther erhob, iſt keine populärer geweſen, als die Oppoſition gegen das Cölibat. In der Laienwelt wurde dieſes Keuſchheitsideal faſt gänzlich mißachtet. Das Gegenteil wäre ja auch unmöglich geweſen, zumal bei ſo jugendlich kräftigen und ungebändigten Völkern. Aber gleichwohl mußte die Forderung doch einen zwingenden Einfluß auf das Gefühlsleben äußern. Es gab Naturen, die ſich ſolchem Zwange fügten; ſo wird von einer jungfräulichen Ehe eines Paares zu Arvern erzählt. Die Mehrzahl der männlichen und weiblichen Inſaſſen der Klöſter entſagten — in der klaſſiſchen Zeit des Mittelalters — in der That der irdiſchen Liebe. Die Forderung brachte die gewaltigſten ſeeliſchen Konflikte hervor; aber ſie endeten in der Regel mit der Unterwerfung unter den Willen der Kirche. Die Geſchichte der unglücklichen Liebe von Abälard und Heloiſe mag faſt als typiſch gelten. Im Grunde mußte die Kirche ja ſelbſt die Nichtigkeit der Forderung eingeſtehen, indem ſie die Ehe mit ihrem Segen weihte. Aber daß ſie die Ehe im Innerſten doch nicht als erlaubt anſah, iſt ebenſo gewiß.

Auf tiefere Gemüter äußerte die ganze Idee der Weltverneinung jedenfalls einen höchſt unheilvollen Einfluß. Die Macht derſelben beherrſchte ſie vollkommen. Aber die Kirche wirkte für ihre Ideen nicht bloß direkt. Ihren Geboten zu folgen und der

Digitized by Google

Welt zu entſagen, trieb viele dieſer naiven Menſchen nicht die Macht der Idee, ſondern die zwingende und ſchreckende Furcht vor dem Jenſeits; denn nichts verſtand die Kirche gräßlicher zu malen, als die ewige Verdammnis. Wie der eine wohlthätig und hold den Armen war, aus Furcht, wie der andere der Kirche Schenkungen über Schenkungen machte, aus Furcht: ſo entſagte der Dritte der Welt und wurde Büßer und Mönch — aus Furcht. Mit allen Mitteln zwang ſo die Kirche das Gefühlsleben nach ihrem Willen.

Sie übte einen unnatürlichen Zwang aus, indem ſie — in der Theorie wenigſtens — die Tötung alles menſchlichen Gefühls verlangte; ſie übte andererſeits einen unnatürlichen Zwang aus, indem ſie das Gefühlsleben zu ungemeſſenem Rauſch ſteigerte und in perverſe Bahnen leitete. Durchaus krankhaft iſt zum Beiſpiel das himmliſch-myſtiſche Liebesleben, in dem die Verzückten Erſatz für die irdiſche Liebe fanden. In dem Marienkultus lag oft ein ſinnlich-myſtiſches Element. Männer fühlten ſich als Verlobte der reinen Jungfrau. Ein Mönch Hermann in dem Prämonſtratenſerkloſter Steinfeld glaubte ein vollſtändiges Liebesleben mit der Jungfrau zu führen. In ähnlicher Weiſe verſenkten ſich verzückte Nonnen in leidenſchaftliche Liebe zu dem Bräutigam Chriſtus. Aus demſelben Empfinden ging auch jene myſtiſche Deutung des Hohenliedes hervor, die dem modernen Menſchen, der ſich in ſolche Seelenzuſtände nicht mehr hineinzuverſetzen vermag (wenn er nicht verrückt iſt), unglaublich albern erſcheinen kann. Krankhaftes Empfindungsleben, durch die religiöſe Idee hervorgerufen, tritt uns auch ſonſt überall entgegen. Franz von Aſſiſi, urſprünglich ein junger Taugenichts, der den Namen Flos juvenum erhielt, erlebte durch eine lange Krankheit tiefen innerlichen Wandel. Sein Gefühlsleben wurde dermaßen erregt, daß er die Leiden Chriſti ſelbſt zu empfinden glaubte. Er irrte durch die Felder, Thränen floſſen ihm aus den Augen, und den Begegnenden, die ihn nach dem Grunde ſeines Jammers fragten, antwortete er: „Ich weine um die Leiden meines Herrn Jeſu“.

Weitere Beiſpiele ſind unnötig. Man ſieht, nach der einen wie nach der andern Richtung hin iſt der zwingende Einfluß der

Kirche auf das Gefühlsleben kein günſtiger. Der Zwang geht andererſeits ſo weit, daß ſogar häßliche und ſchlechte Gefühle hervorgerufen wurden, daß die Kirche nicht nur nicht wahre ſittliche Menſchen, ſondern geradezu Unmenſchen heranbildete. Der naive Menſch — und das war der mittelalterliche Menſch — iſt niemals duldſam. Aber erſt die Kirche rief jene kraſſe Intoleranz, welche dem Mittelalter eigen iſt, hervor. Das Gebot der Nächſtenliebe war dem Nichtchriſten oder dem Ketzer gegenüber aufgehoben. Eine gräßliche und grauſame Verfolgungswut wurde durch die Kirche groß gezogen. Die Menſchen waren, wie wir noch ſehen werden, ohnehin damals nicht weich, ſondern hart und roh; aber im Dienſte der Kirche kamen ſie zu einer kalten, teufliſchen Grauſamkeit und Härte. Blutig und düſter ſteigt vor unſeren Augen die Geſtalt des großen Ketzerrichters, Konrads von Marburg, auf. Gegen ſich ſelbſt ſtreng bis zum äußerſten, wurde er den „ſchlechten Chriſten“ gegenüber zum blutdürſtigen Scheuſal. Dieſer extreme Typus eines Verfolgers ſchien freilich auch den Zeitgenoſſen unerhört, und man atmete freudig auf, als man von ſeinem gewaltſamen Tode vernahm; aber typiſch bleibt ſeine Geſtalt dennoch.

Alles, was bisher über den Gefühlszwang, dem die Menſchen damals unterlagen, geſagt iſt, trifft vor allem auf die überzeugten Vorkämpfer und Diener der Kirche, weniger auf die große Maſſe der Laien zu. Aber noch einmal muß hervorgehoben werden, daß der mittelalterliche Menſch eben in dieſen Leuten ideale Vorbilder ſah. Indirekt war der Gefühlszwang ganz derſelbe. Die Religion hielt die Menſchen völlig gefangen. Daher finden wir ſo viele Beiſpiele ſtumpfer Reſignation, wo der moderne Menſch ſich kräftig wehren würde. Daher ſehen wir ſo viele Frevler und Verbrecher, welche vor ihrem letzten Stündlein zitternd und zähneklappernd zu Gott beten. Daher hören wir von ſo vielen Verfolgten und Unglücklichen, die ſich trotz aller Leiden ängſtlich an die Religion klammern und immer „in dem heiligen, chriſtlichen Glauben ſterben.“ Wer ſo religiös war, wie der mittelalterliche Menſch, konnte ſich auch jenen Ideen, von denen oben die Rede war, jenem Einfluß auf das Gefühlsleben niemals ganz entziehen. — —

So wird denn das Wort von der charakteriſtiſchen „inneren Unfreiheit“ des mittelalterlichen Menſchen wohl berechtigt erſcheinen. Aber wenn wir für dieſelbe vorwiegend die Kirche verantwortlich zu machen ſuchten, ſo dürfen wir doch nicht vergeſſen, daß den damaligen Menſchen noch andere Schranken einengten, Schranken, welche mit der Kirche nichts zu thun haben. Und wenn vornehmlich von einem üblen Einfluß der Kirche die Rede war, ſo darf man den guten nicht unterſchätzen. Sie hat den mittelalterlichen Menſchen erzogen, freilich in ihrer Weiſe und nicht zur Freiheit: aber ſie hat ihm die Kultur gegeben, die zu geben in ihrer Macht ſtand. Und der Zwang, den ſie ausübte, iſt um ſo natürlicher, als ſeiner das Kindesalter des Einzelnen wie der Völker bedarf.

Der Menſch des Mittelalters ſteht noch im Anfange der Entwickelung; ihm iſt ohne Zwang nicht wohl. Solcher Zwang tritt in den Anſchauungen und Sitten, in dem ganzen Leben, Wandel und Verkehr, überall hervor.

Der mittelalterliche Menſch fühlt ſich nicht als Menſch im modernen Sinne, nicht als Individuum. Er erkannte ſich, um Burckhardts Worte zu wiederholen, „nur als Race, Volk, Partei, Corporation, Familie oder ſonſt in irgend einer Form des Allgemeinen“. Des echt modernen Menſchen Streben iſt, ſeiner Individualität im vollſten Umfange Geltung zu verſchaffen, ſich als Einzelnem im Kampfe ums Daſein die Stellung zu erringen, welche ihm nach ſeiner Überzeugung gebührt. Im Mittelalter iſt der Einzelne nichts und will nichts ſein. Durch die Menſchen geht ein Zug zur Gemeinſchaft, zur Genoſſenſchaft. Hinlänglich erklären dieſe Erſcheinung die unentwickelten Zuſtände des Mittelalters. Der Einzelne kann für ſich nichts ſein, weil er in dieſem Fall verloren ſein würde. Er wäre ſchutz- und rechtlos, aber er hätte auch keinen inneren Halt, weil er ſich eben niemals als Individuum denkt. Ganz andere Geltung als heutzutage hat für den damaligen Menſchen zunächſt die Familie und die Verwandtſchaft. Feſter hält dieſes Band die Glieder zuſammen als heute, und der Geſamtwille, die äußeren Verhältniſſe, die Überlieferung des Geſchlechts beugen den Einzelwillen. Die Familie hält zuſammen und ſchließt

ſich nach außen hin ab. Wer heiratet, kann nicht immer ſeinem Willen folgen. Es ſind Verhandlungen zwiſchen den beiden Familien notwendig, wie zwiſchen zwei politiſchen Mächten. Die Familie gewährt dem Einzelnen erſt den Halt im Leben.

Seinen Lebensberuf wieder erfüllt der Einzelne nur als Mitglied einer Geſellſchaft. Mit kurzen treffenden Sätzen hat Guſtav Freytag dieſen genoſſenſchaftlichen Zug gezeichnet und ich kann nichts beſſeres thun, als einzelne dieſer Sätze hier wiedergeben. „In keiner Zeit, ſeit das deutſche Volk die Erbſchaft des Altertums übernommen hat, treten die Individuen ſo ſehr zurück; es iſt auch nicht mehr wie in der Urzeit gemeinſames Bedürfnis und gemeinſamer Inhalt der Seelen, der in praktiſcher und idealer Thätigkeit zu Tage kommt, die ſchöpferiſche Kraft iſt in viele einzelne Kreiſe geteilt, deren Intereſſen oft feindlich gegen einander arbeiten; was ſchafft und groß macht, ſind nicht die Einzelnen, nicht das ganze Volk, es ſind die Vereine. In der Genoſſenſchaft ſucht der Einzelne Schutz, Herrſchaft, Behagen und derben Genuß, ſo die Handwerker, Kaufleute, die Städte, die Ritter.“ „Jede politiſche Kraftentwickelung erſcheint in Form eines Bündniſſes, Ritterbünde, Städtebünde, die Hanſa. Immer ſind es in der Hauptſache Gleichberechtigte, die ſich ſo zuſammenſchließen, die geſamte Nation beſteht aus vielen ſolchen Kreiſen, ſelbſt die höchſten Häupter des Volkes, die Kurfürſten, üben ihr Recht in ſtolzer Genoſſenſchaft. Jede ſolche Verbindung ſucht ſich ſorglich nach Außen abzuſchließen, ſich nach Innen durch eine Organiſation zu befeſtigen.“ „Von dem guten Zutrauen der Genoſſen hing das Selbſtgefühl des Einzelnen ab, bei ihnen ſtand ſeine Ehre, Freude, Erwerb und Sicherheit; erſt bei ihnen empfand er die Berechtigung ſeiner Exiſtenz. Zwingend war daher der Drang nach Vereinigung. Jede neue Lage trieb ſchnell zu neuem Zuſammenſchluß mit Gleichen.“ „Auch in der Kunſt des Mittelalters iſt derſelbe Grundzug. Zunächſt in dem Leben der Künſtler. Die großen Gebäude der würdigſten Genoſſenſchaften, Kirchen und ſchmuckvolle Rathäuſer, ſind wenigſtens ſeit der Herrſchaft des germaniſchen Stils durch die engverbundenen

Geſellen der Bauhütten aufgerichtet. Glasmaler und Bildermaler ſind Mitglieder von Handwerkerinnungen, ſogar die Dichter, ritterliche Liederſänger und Meiſterſänger der Städte, ſpielen in ſolchen Vereinen.“ — Was hier Freytag vorzugsweiſe von dem deutſchen Volke berichtet, gilt im großen und ganzen auch für die übrigen Völker: überall dieſelbe Gebundenheit des Individuums.

Ohne weiteres iſt klar, wie ſtark der Zwang ſein mußte, dem der Einzelne eben durch dieſe Genoſſenſchaften verfallen war. In ſeiner Arbeit ſtand beiſpielsweiſe der Handwerker bis in das Einzelnſte unter den Geſetzen und Vorſchriften ſeiner Zunft. Sogar wenn Reiſende ſich zu längerer Fahrt rüſteten, ſchufen ſie ſich ſelbſt eine Ordnung und wählten ſich eine Obrigkeit, welche den härteſten Zwang über ſie ausüben durfte.

Uns mögen ſolche Erſcheinungen fremdartig berühren; dem mittelalterlichen Menſchen dünkten ſie nicht wunderlich, denn er war wie ein Unmündiger. Zucht und Ordnung waren in allen Lebenslagen für ihn notwendig. So iſt es echt mittelalterlich, wenn die Obrigkeit in das intimſte Leben eingreift, durch Kleiderordnungen die Tracht, durch Hochzeitsordnungen den Aufwand bei Hochzeiten und dergleichen genau feſtſtellte. Ebenſo ordnete ſich der Menſch der „gottgewollten“ Trennung der Stände unter. Daß der Bürger nicht thun durfte, was dem Ritter ziemte, verſteht ſich völlig von ſelbſt. Jeder Stand hatte ſeine verſchiedene „Ehre“ und ſeine verſchiedene Ordnung. Darein fügte man ſich ohne weiteres. Zu einem wirklich revolutionären Gedanken wäre das Mittelalter niemals fähig geweſen. Die Bereitwilligkeit, ſich zu fügen, iſt zu einem gewiſſen Teile übrigens auch aus der örtlichen Gebundenheit des mittelalterlichen Menſchen zu erklären. Der Verkehr war ganz unvollkommen und durch die Verhältniſſe völlig gefeſſelt. Von ſeinem Geburts- und Heimatsort konnte ſich der Menſch nur in Ausnahmefällen loßreißen. Die Umgebung, in der er aufgewachſen, bleibt ſein Feld für das ganze Leben, und damit ſind ihm auch Menſchen und Verhältniſſe als ewig feſtſtehend gegeben.

Aber der Zwang und die „Zucht“ des Mittelalters ſind noch nicht erſchöpft. Das ganze Leben der Menſchen, ihre

Worte und Handlungen ſtanden vielfach unter zwingenden Regeln. Aller Verkehr der Menſchen unter einander hat ſeine Formen. Ohne dieſelben iſt er überhaupt nicht denkbar. Auf manchen Kulturſtufen wird ihnen indeß eine allzu wichtige geheiligte Bedeutung beigelegt. So im Mittelalter. Zu keiner Zeit hat ein größerer Reichtum an Formen, Formeln und Ceremonieen beſtanden. Es bewegt ſich der Menſch, weß Standes er ſei, ſein ganzes Leben hindurch in wichtigeren Handlungen und Worten auf einem vorgeſchriebenen Wege; es iſt, als ob er durch dieſen feſtſtehenden Brauch gleichſam am Gängelbande gehalten werde. Man denke an die Rechtshandlungen des Mittelalters. Die Form der Rede wie die Form der Bewegung und Handlung ſtand unerſchütterlich feſt. Man denke an die Werbung um die Braut. Alles vollzog ſich in traditioneller und ceremonieller Weiſe. Man denke weiter an die Regeln des Kampfes, an die Formen des Friedensſchluſſes. Man denke an die Formeln und Bräuche des Handwerkerlebens, die bis in das Kleinſte feſtgeſtellt waren und unweigerlich von jedem Handwerker innegehalten werden mußten. Man denke an die Ceremonieen des täglichen Lebens, die mit Ernſt und Bedacht immer und überall vollzogen wurden. Man denke an die Formeln im perſönlichen Umgang und an ſo vieles andere. Die Briefe beiſpielsweiſe ſind ebenſo wie die Urkunden im Mittelalter nichts als ausgefüllte Schemata. Gerade der Brief zeigt auch, wie groß der Reichtum der überlieferten Formen iſt. So iſt der Gruß am Anfang des Briefes ganz verſchieden je nach der Stellung des Briefſchreibers. Anders grüßt der Höhere den Niederen, als dieſer jenen; anders der Geiſtliche, anders der Laie, anders der Vater, anders der Sohn. Jedes Verhältnis findet in äußerlichen Formeln ſeinen Ausdruck, und der Gebrauch derſelben ſchien zwingende Notwendigkeit.

All dieſer Zwang und all dieſe Zucht haben nun unzweifelhaft ihr Gutes. Denn ſie waren für den mittelalterlichen Menſchen notwendig. Er war — und damit komme ich zu dem zweiten weſentlichen Hauptzug — ein kindlich-naiver Menſch, und er war ein barbariſcher Menſch. Und dieſes Moment erklärt das ſtark Widerſpruchsvolle des Mittelalters. Der Zwang, der auf dem Denken und Fühlen laſtete, iſt bei der kindlichen

und unentwickelten Natur der damaligen Menſchheit wohl verſtändlich. Aber ebenſo verſtändlich iſt es, daß jene ſtarke und rohe Naturkraft auch der zwingendſten Einwirkung eine Grenze ſetzen mußte. Wo ſich der Menſch fügte, fügte er ſich nicht mit bewußter Reſignation, ſondern weil er innerlich unfrei war. Aber um ſo gewaltſamer wehrte er den Zwang ab, den er empfand. Die Macht der Kirche war zwar, wie wir geſehen haben, ungeheuer groß: aber ſie rettete in vieler Beziehung doch nur den Schein der Macht. Den germaniſchen Völkerſchaften war das Chriſtentum als eine gänzlich fremde Welt erſchienen. Es war dieſen ungebändigten Naturmenſchen aufgezwungen worden. Und wenn auch der neue Glaube bald in ihnen mächtig wurde, ſo ſind doch die Reſte des alten heidniſchen Volkstums nie ganz geſchwunden. Ich habe ſchon betont, daß ſelbſt in dieſer ihrer innerſten Sphäre die Kirche — nur um die Macht zu bewahren — gar manches duldete oder es vielmehr mit einem kirchlichen Mäntelchen umgab.[1]) Aber trotz Verbrämung einerſeits und Verfolgung andererſeits blieben genug Reſte alten Volksglaubens. Von dem eigentlichen Aberglauben iſt hier noch nicht die Rede oder wenigſtens nur von demjenigen, der ſeinen Urſprung in der heidniſchen Volksreligion hat. An dieſer, die im weſentlichen Naturreligion war, hing doch lange noch Herz und Gemüt, mochte die chriſtliche Kirche das alles auch als Teufelsglauben verfolgen. Am meiſten erhielt ſich altes Volkstum unter den Bauern. Freytag führt z. B. an, daß bei der Vermählung alte Bräuche ſich erhielten, und der Kirche Segen keineswegs immer eingeholt wurde. „Noch im fünfzehnten (Jahrhundert) war möglich, daß Bauern ihren Pfaffen höhnten, weil er nach einer ſolchen Vermählung im Kreis der Genoſſen forderte, daß ein Aufgebot wegen möglichem Einſpruch erfolgen müſſe. Die Bauern lachten und riefen: „Bevor es Mönche und Pfaffen gab, iſt die Ehe geweſen.“ In offenen Gegenſatz zur Kirche tritt der alte Glaube freilich ſelten; er glimmt eher als „Unterreligion“ weiter.

[1]) „Die geſamte chriſtliche Kirche des Mittelalters, nicht wie ſie nach dem Dogma war, ſondern wie ſie in Wirklichkeit waltete, ruhte auf einer Verbindung des Heidentums mit dem chriſtlichen Dogma.“ Guſtav Freytag.

Andere Züge der Barbarei treten ſchärfer hervor. Den irdiſchen Exiſtenzbedingungen gegenüber konnte die Kirche ihr Prinzip der Weltentſagung und Weltverneinung ſchon an ſich nicht aufrecht erhalten. Aber ſie mußte erleben, daß die Überfülle der Volkskraft weltliche Luſt und weltliche Frevel ſogar bis zum Übermaß anſchwellen ließ. Und wenn man hier ſchroffſte Askeſe findet, ſo findet man dort roheſtes Genußleben; hier ewige Keuſchheit, dort wilde Unzucht; hier zwingende Zucht, dort verbrecheriſche Willkür.

„In der Menſchheit iſt ein wilder Zug", heißt es im Parzival des Wolfram von Eſchenbach. Dieſer wilde Zug tritt uns im Mittelalter oft in grauſiger Form entgegen. Gleich zu Anfang des Mittelalters ſtehen zwei weibliche Geſtalten, laſterhaft und verbrecheriſch im höchſten Grade, die Königinnen Brunhild und Fredegunde. Wer die politiſche Geſchichte des Mittelalters durchgeht, watet durch Ströme von Blut. Man denke nur an die engliſche Königsgeſchichte. Mord und Verbrechen, Verbrechen und Mord. Mit dem feurigen Heldentum, deſſen Ideal der männliche Kampf iſt, verbindet ſich oft rückſichtsloſe Härte und widerwärtige Gefühlsroheit. Vielfach durch fremden Einfluß kam es dahin, daß Krieg und Kampf reich an raffinierten Greuelſcenen wurden. Und an blutigen Kampf war der mittelalterliche Menſch gewöhnt. Allgemein war die Unſicherheit. Mehr als die großen Kriege ſchreckten die Menſchen die zahlloſen kleinen Fehden und Überfälle. Der Zug des Naturmenſchen, ſich ſelbſt ſein Recht zu ſuchen und auf eigene Fauſt den Gegner zu beſiegen, brach immer wieder in leidenſchaftlicher Weiſe durch, und blutige Gewaltthaten erfüllten das Land. Auch in den Straßen der Städte, die doch größere Sicherheit boten, waren die rumores und Überfälle überaus häufig. Oder der Feind brach unerwartet herein und trieb die Bürger zu den Waffen.

Weiter iſt im Mittelalter der moraliſche Sinn wenig entwickelt. Es iſt zwar unmöglich, genaueres über Zahl und Art der Verbrechen beizubringen: aber daß die Verbrechen überaus häufig waren, liegt ſchon in den unentwickelten Zuſtänden überhaupt begründet. Unter den Verbrechen überwogen bei Weitem

die gewaltthätigen, alſo Mord und Raub. Verbrecher waren aber nicht bloß die „verlorenen Leute“, die Räuber und Mordgeſellen; Verbrecher und nichts weiter waren auch die adeligen Wegelagerer, die Raubritter. Aber v. Buchwald[1]) hat recht, wenn er das Raubrittertum nicht als eine iſolierte Erſcheinung betrachtet und auch in allen übrigen Schichten der Geſellſchaft einen ausgeprägten Hang zur Wildheit und zum Raube findet.

Aus dieſer Wildheit einerſeits und andererſeits aus der Gewöhnung an Blutſcenen erklärt ſich auch die allgemeine Fühlloſigkeit. Man muß damals ſowohl im Erdulden, als im Erblicken und Erteilen von körperlichen Qualen hart, ſtumpf und unempfindlich geweſen ſein. Es iſt ſchon charakteriſtiſch, mit welcher Grauſamkeit oft Eltern ihre Kinder züchtigten, und wie furchtbar in den Schulen geprügelt wurde. Mit noch entſetzlicherer Deutlichkeit ſprechen aber die verſchiedenen Arten der rechtlichen und ſonſtigen Strafen. Schrecklich war ſchon die Lage der Gefangenen im Mittelalter, mochten ſie ſchuldig oder unſchuldig ſein. Zu verhungern, zu erfrieren oder von Ratten angefreſſen zu werden, iſt manchem Unglücklichen beſchieden geweſen. Aber dieſe Qualen waren nicht direkt zugefügt, und man ſah ſie nicht. Das war aber bei vielen Strafen der Fall, oder vielmehr ſchon vor der Strafe beim Foltern. Eine rechtliche Folter kam allerdings erſt gegen Ende des Mittelalters auf, und die ſchlimmſte Zeit derſelben iſt ſogar erſt die ſpätere Zeit. Aber im frühen Mittelalter entſpricht derſelben ungefähr das Gottesurteil. Ein glühendes Eiſen zu tragen, iſt Folter genug. Die eigentlichen Strafen ſind nun noch bezeichnender. Zunächſt verfuhr man überhaupt mit dem Leben der Menſchen, entſprechend den oben erwähnten Erſcheinungen, ſehr viel ſkrupelloſer, als heute. Diebſtahl, Betrug, Schmähungen, Falſchmünzerei, Ketzerei: alle konnten den Tod zur Folge haben. Das Hauptbedürfnis jeden Ortes iſt eine Richtſtätte. Zahllos war die Menge der Hingerichteten. 1527 berechnete Laurentius Schmit in Lübeck, daß in dieſer Stadt, ſeit ſie „Recht und Urteil gehabt“, 18489 Männer und Frauen hingerichtet ſeien. Und nun die

[1]) Deutſches Geſellſchaftsleben im endenden Mittelalter.

raffinierte Grauſamkeit der Strafen überhaupt! Augenausſtechen, Ohrenabſchneiden, Schnellen ſind ſchon bezeichnend. Noch mehr die verſchiedenen Hinrichtungsarten, namentlich das Verbrennen, das Rädern (eine raffiniert grauſame Strafe), das Einmauern, das Lebendigbegrabenwerden, das Sieden im Keſſel, das Verhungernlaſſen. Und am meiſten charakteriſtiſch iſt bei alledem, daß die Peiniger keine Regung des Mitleids oder des Abſcheus empfanden, daß vielmehr ſie und die übrigen Zuſchauer in ſolchen Qualen oft ein genußreiches Schauſpiel erblickten.

Ein anderer wichtiger Zug im mittelalterlichen Menſchen, der weſentlich auch der rohen durchbrechenden Naturkraft entſtammt, iſt die fabelhafte Unſittlichkeit und Unzucht im ſchroffſten Gegenſatze zu jenen ſtrengen kirchlichen Forderungen. Die bewußte und raffinierte Unſittlichkeit der Überkultur, wie ſie das ſinkende Rom zeigt, iſt natürlich im Mittelalter nicht zu ſuchen; es iſt vielmehr das zügelloſe Sichhingeben des Naturmenſchen, der auch nichts zu verbergen ſucht und das eine ſo rückſichtslos thut wie das andere. Allerdings artete die Sache ungeheuer aus und wurde zu einem ſchweren Übel. Einzelheiten zu geben, iſt hier nicht der Ort und man darf auf die Darſtellung in Kriegks „Deutſchem Bürgertum im Mittelalter" und andere verweiſen.

Ein Zeichen des Kulturmenſchen iſt der Mangel an Aberglauben. Auch in dieſer Beziehung ſtand der mittelalterliche Menſch auf dem Naturſtandpunkt oder dem Standpunkt des Kindes. Und die natürliche Neigung vermehrte noch ſein tiefes religiöſes Glaubensleben. Denn wer kirchlich gläubig iſt, neigt in der Regel zum Aberglauben. Im Mittelalter war der Aberglauben ein ganz allgemeiner und überall ſehr ſtark hervortretender Zug. Dieſe Dinge, der Glaube an den Teufel, an Hexen und Zauberer, an die ſchwarze Kunſt, an Geiſter und Geſpenſter, an Wunder und Schauer, die Prophezeiungen und ſo weiter ſind zu bekannt, als daß ſie längerer Erörterung bedürften. Zu erwähnen iſt nur, daß die erſten Jahrhunderte der ſogenannten „Neuzeit" in dieſer Beziehung das Mittelalter faſt noch übertreffen, daß aber dadurch die Berechtigung, dieſe Erſcheinung eine weſentlich mittelalterliche zu nennen, nicht aufge-

hoben wird. Denn die Anſchauungen des Mittelalters ſind noch lange die allgemein giltigen geweſen, und ganz haben auch wir uns noch nicht von ihnen losmachen können.

Auf niedriger Bildungsſtufe iſt, wie man noch heute überall beobachten kann, der Sinn des Menſchen wenig auf ideale Dinge gerichtet: ein naiv-rohes Streben nach dem Materiellen, verbunden mit einem guten Teile Berechnung und Liſt, ſcheint vielmehr das Gewöhnliche zu ſein. So empfindet auch der mittelalterliche Menſch. Seine Genußſucht iſt groß, mehr quantitativ als qualitativ angeſehen. Und ebenſo ſtark iſt die Begierde nach Beſitz, die Habgier. Die Phantaſie des Mittelalters weilt mit Vorliebe bei dem verborgen liegenden und ſtreng bewachten roten Golde, dem Schatz, dem Hort. Und wer nicht ſelbſt verſuchte, den Schatz zu heben, der dachte doch gern an die Möglichkeit des Beſitzes. Ein berechnender Sinn iſt überhaupt nicht ſelten. Die Heirat z. B. kann man getroſt jeden poetiſchen Schimmers entkleiden. Noch im ſechzehnten Jahrhundert und ſpäter tritt dieſer Zug hervor. In der Regel iſt die Heirat ein Geſchäft, das möglichſt beide Teile — daher oft die langwierigen Verhandlungen — zufrieden ſtellen ſollte.

So heiß manchmal die Leidenſchaft in den jugendlichkräftigen Gemütern der mittelalterlichen Menſchen emporlodert, ſo kalt und gemütsarm erſcheint uns oft das Gebahren derſelben Menſchen. Es waren eben immer Kinder und Barbaren.

Als ſolche zeigen ſie aber auch ſchönere Seiten, als die eben berührten. Auf vieles darf der Kulturmenſch ſtolz ſein: aber er muß bedauern, daß ihm ein Gut unwiederbringlich verloren iſt: das iſt die Naivetät und die Unmittelbarkeit des Empfindens. Der mittelalterliche Menſch ſteht der Natur näher, er fühlt friſcher und natürlicher. Das moderne Naturgefühl, dieſes geiſtige und ſinnliche Empfangen aus den Schönheiten der Natur, darf man bei dem mittelalterlichen Menſchen nicht ſuchen. Selbſt den Minneſängern mangelt ein individuelles Naturgefühl gänzlich. Sie ſetzen zwar die Natur ſchon in Beziehung zu ihren Gefühlen, aber im übrigen zeigt ſich bei ihnen „ein völlig naiver Genuß der äußeren Welt.“ Der Durch-

ſchnittsmenſch ſtand aber den Eindrücken der Natur, den Wundern und Schrecken gegenüber wie ein Kind. Oder vielmehr: Er war ſelbſt ein Stück Natur und lebte in und mit ihr ohne ſtarke Reflexion.

Als Naturmenſchen zeigen ſich die Menſchen daher auch, abgeſehen von jenen oben erwähnten zwingenden Einflüſſen, welche das Gefühlsleben in verkehrte Bahnen leiteten, in ihrem ganzen Denken und Fühlen und in den Äußerungen dieſer Gedanken und Gefühle. Jedem, der ſich mit dem Mittelalter eingehender beſchäftigt, werden Beiſpiele für dieſe Naivetät überall entgegentreten; uns berührt dieſelbe köſtlich und erfriſchend.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Natürlichkeit oft wenig mit den Anſchauungen des Kulturmenſchen harmoniert. Ihre rückſichtsloſe Äußerung bedingt oft die Derbheit. Aber die Derbheit hat nichts gemein mit der künſtlichen Gemeinheit, in welche ſich nur zu oft der Kulturmenſch verliert. So ſehr dieſe abſtößt, ſo wenig beleidigt jene. Man war nicht zart, aber man war harmlos. So verſteht man z. B. Derbheiten, wie die eines begabten Fürſten, des Albrecht Achilles, in deſſen Briefwechſel mit ſeiner Gemahlin die Anſpielung auf einen gewiſſen ſehr feiſten Körperteil derſelben als ſtehender Witz wiederkehrt.

Naivetät iſt gewöhnlich mit friſchem Humor verbunden. Unter Humor kann ich naturgemäß hier nur die volksmäßige naive Laune, nicht den modernen ſentimental-bizarren Humor verſtehen. Eine größere Sorgloſigkeit und ungebundenere Lebensluſt iſt für jene Menſchen, welche noch nicht ſo mit dem Verſtande arbeiteten wie wir und das Leben weniger ernſt nahmen, ſchon an ſich natürlich. Dieſe Lebensluſt zeigt ſich in der übergroßen und allgemeinen Feſtesfreude des Mittelalters, in den vielen öffentlichen Luſtbarkeiten, namentlich zur Faſchingszeit. Heitere Laune aber und der Drang nach Scherz und Luſtigkeit tritt nicht weniger hervor. Da iſt ein dem Mittelalter unentbehrliches Inſtitut, das jenen Drang lebendig verkörpert, das Narrentum. Da ſind die draſtiſchen Poſſen, die man zu gewiſſen Zeiten trieb. Die Sucht, alles in einem humoriſtiſchen Lichte erſcheinen zu laſſen, zeigt ſich weiter in den Namen (beſonders Scherz- und Spitznamen), in Spruch und Lied, im Recht, in

der Kunſt, überall. Dieſe Seite des Mittelalters wird gar zu oft überſehen und verdient darum um ſo ſchärfer hervorgehoben zu werden.

Ich habe bisher vorwiegend den inneren Zuſtand des damaligen Menſchen, wie er ſich aus der Unkultur oder der Halbkultur des Mittelalters ergiebt, zu zeichnen verſucht. Es iſt aber klar, daß der äußere Zuſtand derſelben dieſes Gepräge einer geringen Kultur noch viel deutlicher zeigen muß. In dieſer Beziehung leidet und entbehrt der mittelalterliche Menſch ungeheuer viel. Und gerade hier iſt es dem modernen Menſchen ſchwer, ſich in das Leben jener Menſchen zurückzuverſetzen.

Dieſes Leben hatte überhaupt zunächſt nicht den Wert, den wir demſelben beilegen. Die unſicheren Zuſtände, Kampf und Raub mußten veranlaſſen, daß man ein Menſchenleben im Grunde recht gering achtete. Und die allgemeine Unſicherheit gewöhnte auch die Menſchen daran, ein unnatürliches Ende ihres Lebens nicht als außerordentlich zu betrachten. Aber wenn ſo äußere Gewalt vielen Menſchen den Tod brachte, ſo war eine ſtarke Lebensunſicherheit auch noch durch ein anderes Moment bedingt. Das iſt der gänzliche Mangel an Erkenntnis deſſen, was dem Leben und der Geſundheit förderlich iſt. Die unendlich häufigen „Sterben", jene epidemiſchen Seuchen, die Tauſende und Abertauſende von Menſchen dahinraffen, wären in unſerer Zeit unmöglich. Das Mittelalter nahm ſie als etwas Unabwendbares an und zahlte in ſeiner Denkunfähigkeit und Unwirtſchaftlichkeit in jedem Jahre dieſelben ungeheuren Opfer. Die engen und ſchmutzigen Wohnungsverhältniſſe, die Dünſte, welche die überall vorhandenen Gräben ausſtrömten, die Kirchhöfe innerhalb der Stadt und ſo viele andere Dinge ſind die Urſache dieſer Seuchen. Aber das Mittelalter raffte ſich nicht zu einer Durchführung von Beſſerungen auf. Denn ihm fehlte ſowohl die intellektuelle Bildung, um die Urſachen zu erkennen, als die wirtſchaftliche Thatkraft, aus dem Übel herauszukommen.

Dieſe beiden Momente ſind es denn auch, welche das ganze Leben der Menſchen ſo unſchön, ſo dürftig, ſo unwirtſchaftlich geſtalteten. Eine „Induſtrie" iſt im Mittelalter unmöglich.

Die Lebensführung und die ganzen Lebensverhältniſſe ſind das ganze Mittelalter hindurch von einer unglaublichen Einfachheit. Denn über das abſolut Notwendige kam man nicht hinaus und wollte man nicht hinauskommen. Der Luxus des Mittelalters iſt ein durchaus roher. Er bezieht ſich mehr auf die Quantität als auf die Qualität und tritt da freilich oft grell hervor. Vor allem fehlte dem Mittelalter auch ein feinerer Schönheitsſinn. Durch Pracht und Aufwand wird der Mangel desſelben verdeckt. Mit einem Worte, das mittelalterliche Leben dünkt dem Modernen unbehaglich und unerfreulich.

Am Schluſſe dieſer Darſtellung iſt die Frage natürlich, wie kam der Wandel in die mittelalterliche Menſchheit, wann entſtand der moderne Menſch? Zunächſt iſt klar, daß ein ſolcher Wandel kein plötzlicher ſein, ſondern ſich nur allmählich vollziehen konnte. Und ebenſo klar iſt, was das charakteriſtiſche Moment dieſes Wandels ſein mußte. Es iſt die Befreiung. Zunächſt und vor allem die Befreiung von der mittelalterlichen Kirche.

Es ſind verſchiedene Urſachen, welche dieſe Befreiung vorbereitet und angebahnt haben, indem ſie zugleich die Menſchheit einer höheren Kultur zuführten. Schon die Kreuzzüge, die doch den Höhepunkt kirchlichen Einfluſſes bezeichnen, gaben den erſten Anſtoß zur Umkehr. Denn ſie erweiterten den Horizont und brachten eine höhere geiſtige und materielle Kultur. Vor allem aber iſt wichtig das Erſtarken der Städte. Die Städte, welche ſich im fünfzehnten Jahrhundert zu hoher Blüte entwickelten, ſchufen die Anfänge eines großartigen wirtſchaftlichen Lebens. Denn ihr Element waren einmal die Gewerbe und dann namentlich der Handel, zu deſſen Ausbreitung eben die Kreuzzüge die weſentliche Veranlaſſung gegeben hatten. Erſt in den Städten, deren tüchtige Organiſation dem Bürger zugleich eine größere Selbſtändigkeit überhaupt gab, entwickelte ſich auch eine allgemeinere und größere intellektuelle Bildung. Beides für die Kirche gefährliche Momente. Endlich iſt von nicht geringer Tragweite die Wiederbelebung der Antike und die dadurch angebahnte Endeckung des Individuums, des Menſchen überhaupt.

Zu allem dieſem kam ein negatives Moment, das war die

Beſchaffenheit der Kirche ſelbſt. Die Kirche konnte ihre Macht ſchon aus dem Grunde nicht behaupten, weil ſie in einem unaufhaltſamen Prozeſſe der Selbſtzerſetzung begriffen war. Sie die Weltverneinende, ging an ihrer Verweltlichung zu Grunde. Ihr Reichtum und ihre Macht waren ihr Fluch. Denn darin lag der Grund zu der maßloſen ſittlichen Verkommenheit ihrer Glieder. Dieſe Verkommenheit war ſo groß, daß ein Prediger auf dem Koſtnitzer Konzil ſagen konnte: „So ſchlecht ſind unſere Geiſtlichen geworden, daß ſchon faſt die ganze Geiſtlichkeit dem Teufel verfallen iſt.“

Alles mußte zuſammenwirken, um den Bann der mittelalterlichen Kirche zu brechen. Die erſte Erſcheinung, welche dem Zweifel und der zwingenden Kritik voranging, iſt der Haß gegen die Glieder der Kirche, die Geiſtlichkeit. Gegen keinen Gegenſtand richtet ſich die ſtarke Spottſucht des Mittelalters allgemeiner und rückſichtsloſer, als gegen die Pfaffen. An dieſem erſten Schritt war die Geiſtlichkeit ſelbſt ſchuld. Unabweislich mußte aber der zweite Schritt folgen, die Kritik an dem ganzen Syſtem, an der Kirche ſelbſt.

Und in dieſer Beziehung erſcheint die Reformation lediglich als eine Konſequenz, die früher oder ſpäter gezogen werden mußte. Man darf die Reformation als den Anfang der neuen Zeit bezeichnen, aber nur in einem Sinne. Der welthiſtoriſche Geſichtspunkt, unter dem man ſie betrachten muß, iſt nicht die Reformation an ſich, die Beſſerung der Kirche, ſondern die Verweiſung derſelben auf ihr eigenſtes Gebiet. Damit iſt die Befreiung der Menſchheit gegeben.

Dieſe Löſung aus den morſch gewordenen Banden mußte zuſammentreffen mit dem großen geiſtigen Aufſchwung, den die Menſchheit nahm. Die großen Entdeckungen, welche die Geſtaltung des Weltalls erkennen ließen, die geographiſchen Entdeckungen, welche neue, unbekannte Gebiete erſchloſſen, warfen die ganze Weltanſchauung des Mittelalters zu Boden und leiteten in Wahrheit eine neue Zeit ein.

Was man vor Zeiten gern las.

Eine Studie zur Geschmacks- und Bildungsgeschichte unseres Volkes.

Nicht alle Bücher, die gedruckt werden, werden auch gelesen, und ganz gering ist erst die Zahl derjenigen, die nicht nur gelesen, sondern auch gern, häufig und allgemein gelesen werden. Solche Modebücher hat es zu allen Zeiten gegeben, soweit man wenigstens in diesen überhaupt von litterarischer Produktion reden kann. Sie stellen aber keineswegs immer die höchsten Schätze dieser Produktion dar, sie können uns niemals den wahren Wert und Gehalt einer Litteraturperiode veranschaulichen. Wohl aber können sie uns über den Geschmack und die vorherrschende Geistesrichtung einer bestimmten Generation hinreichend Aufschluß geben. Und es ist lehrreich und interessant, an dem geistigen Unterhaltungsbedürfnis vergangener Zeiten derartige Studien zu machen.

Das allgemeine und große Lesebedürfnis unserer Zeiten freilich ist der Vergangenheit, vor allem dem Mittelalter durchaus fremd, dem Mittelalter, in dem alle geistige Bildung einzig und allein von Geistlichen gepflegt wurde, die große Masse der vornehmen wie der niederen Laien aber nicht lesen und schreiben konnte und oft mißtrauisch auf die krausen Zeichen sehen mochte. Und doch fehlt auch in jenen Zeiten nicht das Bedürfnis geistiger Unterhaltung. Das lebendige Wort galt damals mehr als heute. Formelhaft und feierlich klingt die Rede, und leicht haftet sie im Gedächtnis. Heute liest der Deutsche unendlich viel, aber das Gelesene verweht meistens wie Spreu,

und die Augen werden noch dazu verdorben. Damals vernahm man wenig, aber der Sang, die Sage, die Rechtsformel, die man hörte, vergaß man nicht. Das niedere Volk hört noch heute lieber, als daß es lieſt; und im Orient und im Süden Europas haben die Erzähler noch immer ihr großes und aufmerkſames Publikum. So war es auch einſt vor Zeiten bei unſeren Vorfahren. Nicht unrichtig iſt ein Bild in Tegners Frithjofſage:

„Oft wann der Mond durchflog das Gewölk, viel Wunder von fremden
Ländern erzählte der Greis, und viel von Wikingerfahrten
Fern auf öſtlichem Meer, auf der weſtlichen Flut und auf Gandwik.
Still dann hingen ſie all' an des Redenden Lippe gefeſſelt,
Wie an der Roſe die Biene; der Skald nur dachte an Brage,
Wie mit dem ſilbernen Bart er da ſitzt und beruneter Zunge
Unter der laubigen Buch' und erzählet Sagen von Mimers
Stets hinrieſelnder Flut, er ſelbſt ſtets lebende Sage."

In der That war ſolche Erzählung zu hören altgermaniſche Luſt. Und die Luſt erhöhte ſich durch die Hilfe des Geſanges. Im Beowulf ſingen die Mannen der Reihe nach in der Methalle ihr Lied zur Harfe. Solcher Sang war Gemeingut des Volkes, aber außerdem ſtanden beſondere Sänger im Dienſte der Fürſten oder fuhren an den Höfen umher, die Mannen mit ihrem unerſchöpflichen Liederſchatz zu erfreuen und ihnen von Göttern und Helden zu ſingen.

Die Nachkommen jener germaniſchen Sänger ſind die Spielleute des Mittelalters, die nicht minder der Unterhaltung dienten, aber als fahrende Leute doch wenig Achtung genoſſen. Erſt im Zeitalter der Kreuzzüge hob ſich wieder ihre Bedeutung. Der Spielmann war nicht mehr der Poſſenreißer des neunten Jahrhunderts, er wurde vornehmer. Er wanderte an den Ritterhöfen und den Höfen der geiſtlichen Fürſten umher; ſeine Stoffe entnimmt er wieder der germaniſchen Heldenſage. Von den Nibelungen, von Gudrun und König Rother wird geſungen, allmählich aber macht ſich der ſtarke franzöſiſche Einfluß geltend, und neue Stoffe finden ihren Weg unter die deutſchen Hörer. Aber man hörte vor allem auch Lieder gern und weiter jene „Sprüche", die, aus den öffentlichen Ereigniſſen ihren Stoff greifend, die Hörer raſch entzündeten. Walther von der Vogel-

weide ist darin der Meister geworden. Die Mannigfaltigkeit der Stoffe und die Begierde der Hörer veranschaulichen einige Verse aus dem Marner: „Sing' ich den Leuten meine Lieder", heißt es da, „so will der erste das, wie Dietrich von Bern schied, der andere, wo König Rother saß, der dritte will der Reußen Kampf, so will der vierte Ekharts Not, der fünfte, wen Kriemhild verriet; dem sechsten gefiele eher zu hören, wohin der Wilzen Volk gekommen sei, der siebente wünschte etwa Heimes oder Herrn Wittichs Kampf, Sigfrieds oder Herrn Egges Tod; so will der achte nichts als hübschen Minnesang; dem neunten wird bei alledem die Zeit lang; der zehnte weiß überhaupt nicht, was er will: „nû sust nû so, nû dan nû dar, nû hin nû her, nû dort, nû hie."

Solche Vielheit der Wünsche ist zum Mindesten für das große Bedürfnis, in solcher Weise unterhalten zu sein, charakteristisch.

Man sieht aber ferner, wie nicht nur die alten Sagen und Lieder, sondern auch die Werke der zeitgenössischen Dichter lediglich auf dem Wege mündlicher Verbreitung ihr Publikum fanden. Hört man in jener Zeit von „lesen", so muß man zunächst an das Vorlesen denken. Auch dieses Vorlesen war eine Aufgabe der Spielleute; und wer sonst die Kunst des Lesens verstand, konnte, wenn er sie in dieser Weise anwandte, immer auf willige Zuhörer rechnen. Solche Vorlesung begann zur üblichen Unterhaltung zu gehören. In Werner des Gärtners „Meier Helmbrecht" wird einmal geschildert, wie man sich damals vergnügte. Da wird gesungen, getanzt, endlich aber heißt es:

„als des danne nie mê was,
so gie dar einer unde las
von einem der hiez Ernest!"

Zum Schluß wird also das beliebte Gedicht vom Herzog Ernst vorgelesen.

Die Unkunde des Lesens dauerte in den größten Kreisen des Volkes fast das ganze Mittelalter hindurch fort. „Singen und Sagen", das blieb das Hauptmittel der Verbreitung; wo man heute sagen würde: „Ich habe es gelesen", da hieß es damals: „Ich hörte das sagen". Den Deutschen dünkte, wie

Konrad des Zweiten gelehrter Kaplan Wipo klagte, alle Bildung nutzlos. Ein Dichter, wie Wolfram von Eſchenbach, ſagt von ſich ſelber:

„Swaz an den huochen stêt geschriben,
des bin ich künstelôs beliben.“

Und in Thomaſins von Zirklaria „welſchem Gaſt“ heißt es:

„Bî den alten zîten was
daz ein ieglîch kint las
dô wâren gar die edeln kint
gelêrt: des si nu niht en sint!

Aber ganz allgemein gilt dieſe Erſcheinung doch nicht. Abgeſehen von den Hauptträgern der Bildung, den Geiſtlichen, waren auch manche, namentlich fürſtliche Laien für ſie empfänglich. Und der Laie, der die Kloſterſchule beſucht hatte, mochte wenigſtens nicht immer die mühſam erlernten Künſte des Leſens und Schreibens raſch zu vergeſſen beſtrebt ſein. Inſofern läßt ſich auch ſchon von einer bevorzugten Lektüre im Mittelalter ſprechen.

Das Grundprinzip der mittelalterlichen Weltanſchauung war die Weltentſagung. Den Äußerungen der Weltluſt ſollte vor allem der Geiſtliche feindlich geſinnt ſein, daher auch der weltlichen Litteratur. Ein ſo geiſtlich geſinnter Mann, wie der Kaiſer Ludwig der Fromme, wollte, wie ſein Biograph erzählt, die alten Volksgeſänge, für die ſein Vater doch Intereſſe gehabt hatte, weder hören noch leſen. Hauptſächlich galt der Kirche aber die antike Litteratur als ein zu bekämpfendes Übel. Sie zog, wo ſie konnte, gegen ſie zu Felde und wollte ſie höchſtens dulden, Sprachkenntnis und Formgefühl daranzu ſchulen. So blieb denn die Lektüre der Geiſtlichen vor allem auf die Werke geiſtlichen Inhalts gerichtet. Aber die lateiniſchen Autoren, an denen der Kloſterſchüler die lateiniſche Sprache erlernte, oder die der Mönch in der Zelle las, wirkten doch auch weiter als durch ihre Form. Man warnt zwar vor ihnen, aber die natürliche Freude an dem verbotenen Inhalt ließ ſich doch nicht ganz zurückdrängen. So mochte mancher Geiſtliche ſich mit Genuß der Lektüre der alten Heiden hingeben, mochte er auch ſpäter darüber Gewiſſensbiſſe empfinden. Viel geleſen wurden ſo Lukan, Horaz, Ovid, Plautus, Perſius, Juvenal, Statius;

die Lektüre des Terenz veranlaßte die Nonne Hroſvitha zu Gandersheim, lateiniſche Dramen zu verfaſſen, freilich ſehr frommen Inhalts. Am angeſehenſten aber und am meiſten geleſen war das ganze Mittelalter hindurch Virgilius. Die Schönheit ſeiner Äneis galt als vollendet; um ſeine Perſon bildete ſich ſogar ein Sagenkreis, und der „Zauberer Virgilius" ſpielte im Mittelalter eine große Rolle. Oft eiferte man gegen dieſe Lektüre, aber ebenſo oft wurde ſie begeiſtert empfohlen. Freilich veranlaßt ſolche Lieblingslektüre, wie geſagt, in der Regel Gewiſſensbiſſe.

Die Lektüre der Laien, welche leſen konnten, richtete ſich naturgemäß nach derjenigen der Geiſtlichen. Die Zahl dieſer Laien war freilich nicht allzu groß. Es wird ſchon als etwas beſonderes angeſehen, wenn ſolche Kenntnis von Kaiſern, wie von Heinrich II. und Heinrich IV. berichtet wird. Das Leſen war auch für dieſe Bevorzugten immer noch eine Arbeit. Man lieſt nicht raſch, wie wir, ſondern langſam und in der Regel laut. „Sie lieſt dich mit ihrem roten Mund," heißt es ſehr charakteriſtiſch in einem Liebesbrief des vierzehnten Jahrhunderts. Im ſpäteren Mittelalter nimmt die Zahl der leſenden Laien immer zu. Heinrich von Freiberg ſpricht in ſeinem Triſtan von dem „leser dises buochs"; Wolfram von Eſchenbach denkt an Leſerinnen (swelch sinnic wîp . . . diz maere geschriben siht) und ebenſo Ulrich von Lichtenſtein (Der leich vil guot ze singen was: manc schoeniu frowe in gerne las). Die beiden letzten Äußerungen gehen auf Frauenlektüre, und in der That waren in ſolcher Bildung die Frauen damals den Männern überlegen. Das Lieblingsbuch der Frauen war der Pſalter, den übrigens auch Männer, wie Heinrich IV., namentlich leſen. „Saltere unde alle büke, die tô godes dêneste hôret, die vrowen pleget tô lesene," werden im Sachſenſpiegel zur Gerade (Ausſteuer) der Frau gerechnet.

Neben ſolchen Erbauungsbüchern leſen die Frauen aber auch weltliche Bücher. Weinhold[1]) nennt die Gräfin von Cleve, der Heinrich von Veldeke die Handſchrift ſeiner Eneit lieh, und meint, daß auch ſonſt viele Handſchriften beliebter Dichtungen

[1]) Die deutſchen Frauen im Mittelalter Bd. I, S. 130. Bei Weinhold und Eicken a. a. O. ſind auch mehrere der oben erwähnten Stellen angeführt.

im Besitze reicher Frauen gewesen sind, und oft mochte daraus vorgelesen werden. Sehr bekannt ist auch jene Herzogin von Schwaben, Hadwig, die mit dem Mönch Ekkehart zusammen den Virgil las. — In der Bibliothek einer adligen Dame im 15. Jahrhundert finden sich neben Erbauungsbüchern und nützlichen Werken der welsche Gast, Wilhelm von Orense, Titurel, Parcival (2 Exemplare), Wigalois, Erec, Eneit u. s. w.[1])

Von einem allgemeinen Lesebedürfnis läßt sich aber doch im Mittelalter nicht reden: erst mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts macht sich ein solches bemerkbar. Zwei Momente sind da wesentlich, einmal die seit dem 14. Jahrhundert immer wachsende Schulbildung, die mit dem kräftigen Aufschwung des Bürgertums Hand in Hand ging,[2]) sodann die Erfindung der Buchdruckerkunst, die überhaupt erst eine allgemeine Verbreitung des Lesestoffes ermöglichte. Es kam auch die Zeit des Humanismus, in der die antike Bildung, neu verjüngt, das Denken der Völker wirksam zu beeinflussen begann. Wer diesen Humanistenkreisen angehörte, mochte mit Vorliebe seine Lektüre aus den Schätzen der antiken Litteratur schöpfen, wie denn auch reiche Anhänger der neuen Bildung in Nürnberg und Augsburg und in anderen Städten nach italienischem Beispiel Privatbibliotheken anzulegen begannen. Aber für die gesamte Nation war diese Richtung doch nicht maßgebend.

Wenn man die Bücherproduktion in der ersten Zeit nach der Erfindung der Druckerkunst mustert, findet man zwar eine Reihe Klassiker: aber weitaus am meisten wurden Bibeln und kirchen-theologische Schriften, daneben Gebet- und Erbauungsbücher für das Volk gedruckt. Auf diese Bücher war bei dem im Grunde doch durchaus fromm-kirchlichen Geiste jener Zeit zunächst das allgemeine Bedürfnis gerichtet. Aber daß naturgemäß die Unterhaltungslektüre nicht vernachlässigt wurde, zeigen die zahlreichen Volksbücher, Liedersammlungen und Schwänke, die damals allgemein verbreitet

[1]) A. Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert S. 515.

[2]) „Gegen Ende des XV. Jahrhunderts waren wohl einzig die Bauern und auch diese nicht sämtlich des Lesens unkundig." A. Schultz, Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh. S. 515.

waren. Am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts wurde im deutschen Volke schon recht viel gelesen. Aus den Niederlanden konnte damals Johann Busch berichten:[1]) „Die Vornehmen des Landes, das gemeine Volk, Männer und Frauen haben hier in unserer ganzen Gegend viele deutsche Bücher, worin sie lesen und studieren."

Zur Unterhaltung las man namentlich gern die Volksbücher, in denen ja größtenteils dieselben Stoffe verarbeitet waren, deren Vortrag schon im früheren Mittelalter die Hörer erfreute. Die asketischen Bücher eiferten sehr dagegen.[2]) In dem „Seelenführer" heißt es: „Alles Volk wil in yetziger Zit lesen und schriben, und es ist lobelich und geraten, wan es gute Bucher sint, aber nit lobelich, wan es sint böse, dy dich anreitzen zur Wollustigkeit und Unzucht. So sint vile Maerebucher, dy solt du nit lesen." Und der „Seelentrost", ein geistliches Volksbuch, sagt: „Vyl Lude sint, die lesen werntliche Bücher und horen den zu (also man las auch noch vor) und verliesen all yr Arbeit, wan sie finden nit darin der Seelen Trost. Etliche Lude lesent Bücher von Tristant, von Dietrich von Bern und den alten Recken, die der Werlde (Welt) dienten und nit Got." Sehr beliebte Volksbücher dieser Art sind die Historie vom Herzog Ernst, die Geschichte von der Meerfee Melusine, von Tristan und Isolde, von Griseldis, von den sieben weisen Meistern und dem Wunschhütlein des Fortunatus.

Außerordentlich gern las man in dieser so sehr auf Scherz und Spott gerichteten Zeit sodann die komische Litteratur, die Fastnachtsscherze und die Schwänke. Der „Eulenspiegel" war weitaus das beliebteste dieser Bücher.

Was aber in dieser Zeit bald am meisten gelesen wurde, das waren jene zahllosen fliegenden Blätter und die „Neuen Zeitungen", die seit ungefähr 1500 überall hin verbreitet wurden. Einerseits befriedigten auch diese das Unterhaltungsbedürfnis, dann aber auch vor allem die Lust, Neuigkeiten zu erfahren. In jener verkehrsarmen Zeit, in der auch

---

[1]) Angeführt bei Janssen, Gesch. d. deutschen Volkes Bd. I, S. 19.
[2]) Ebenda, S. 256 f.

die Briefe die heutigen Zeitungen teilweise erſetzen mußten, war ſolche Fluglitteratur ſehr wichtig und jedermann äußerſt willkommen. Die fliegenden Blätter zunächſt waren meiſt mit einem Holzſchnitt bedruckt, unter dem ein erklärender Text ſtand, der von einer großen Schlacht, von einem furchtbaren Kometen, von einer wunderbaren Mißgeburt handelte. Die Holzſchnitte waren vorwiegend für die, welche nicht leſen konnten, berechnet. Das war z. B. auch das Prinzip der Bilderkatechismen. Man hat auch die außerordentlich große und zündende Verbreitung von Sebaſtian Brants „Narrenſchiff" darauf zurückführen wollen, daß ſchon vorher in Deutſchland vielfach fliegende Blätter herumliefen, die eine Reihe von Narren, deren jeder ein Band mit einem Spruch in der Hand hatte, darſtellten. In ähnlicher Weiſe ſei Brants Buch für die Ungebildeten beſtimmt, für die Gebildeteren aber ein ausführlicherer Text hinzugefügt. — Mit Holzſchnitten waren auch oft die „Neuen Zeitungen" geziert, die, umfangreicher als die fliegenden Blätter, von allen neuen Ereigniſſen aus der Nähe und Ferne und zwar hauptſächlich von ſolchen politiſcher Natur berichteten.

So ſtellt ſich um 1500 das Bild der Volkslektüre dar. Zu betonen iſt noch einmal, daß die kirchlichen Bücher und Büchlein, die Katechismen und Erbauungsbücher am meiſten verbreitet waren, und zwar keineswegs nur aus Zwang. Freilich war in dieſe Erbauungsbücher viel Unterhaltendes, Erzählungen und wunderbare Geſchichten eingefügt.

Wie ſehr aber doch für alle Welt Kirche und Kirchenglaube, vor allen Dingen auch die große Frage der Zeit, die Kirchenreformation, im Mittelpunkt des Intereſſes ſtand, das zeigt das allgemeine Verhalten beim erſten Auftreten Luthers. „Die Buchdrucker bekommen zu thun", ſchrieb damals Hutten, „es werden Streitſätze und Corollarien, Schlüſſe und, was manchem übel bekommen iſt, Artikel verkauft." Man kann ſich in der That heute nur eine ſehr unvollkommene Vorſtellung davon machen, wie begierig und wie allgemein damals alles, was auf Luther und die Reformation Bezug hatte, geleſen wurde. Die Buchführer verbreiteten die Flugſchriften und Flugblätter in Stadt und Land. Sehr anſchaulich iſt das Bild, welches Guſtav Freytag

davon im „Markus König“ zeichnet. Und auch weiterhin im 16. Jahrhundert blieb die theologiſche Streitſchriften-Litteratur zunächſt ſehr beliebt, bis allmählich das Intereſſe erlahmte.

Auch die Flugſchriften politiſchen Inhalts, die oft die Form von Geſprächen erhielten, und die „Neuen Zeitungen“ nährten im ſechzehnten Jahrhundert vorzugsweiſe das allgemeine Leſebedürfnis. Um zu erkennen, was ſonſt damals gern geleſen wurde, dazu können uns unter anderem namentlich buchhändleriſche Urkunden, Meßkataloge, Inventare u. ſ. w. helfen. Sehr intereſſant iſt z. B. ein Meßmemorial, das der Frankfurter Buchhändler Michael Harder auf der Faſtenmeſſe 1569 geführt hat.[1]) Bezeichnend iſt zunächſt, daß dieſer Buchhändler auf der Meſſe 5918 Bücher meiſt volkstümlichen Inhalts abſetzen konnte. Als vorzugsweiſe geleſene Bücher ſtellten ſich einmal die Ritterromane dar, von denen der Ritter Pontus in 147, der Ritter Galmy aus Schottland in 144 und der weiße Ritter in 64 Exemplaren verkauft wurden, ferner andere Volksbücher, von denen die ſieben weiſen Meiſter in 233, der Fortunatus in 196, die ſchöne Magelone in 176, die Meerfee Meluſine in 158 Exemplaren fortgingen, endlich die Schwänke und Erzählungen, namentlich des Barfüßermönchs Johann Pauli Schimpf und Ernſt (202 Exemplare) und Kirchhoffs Wendunmuth, die Schildbürger und Till Eulenſpiegel. Sehr gut gingen auch Sebaſtian Brants Narrenſchiff und der Grobianus. Die theologiſche Erbauungsliteratur fehlt natürlich nicht. Von den vorzugsweiſe praktiſchen Büchern, den vielgekauften Arzneibüchern, Rethoriken und Formularen ſehe ich hier ab, da ſie nicht Gegenſtände wirklicher Lektüre waren. Dagegen wurden äußerſt gern geleſen die Planetenbücher, die Bauernpraktiken oder Wetterbüchlein und die Prophezeiungen.[2]) „Das kleyn Planeten-Büchlin. Eins jeden Menſch Art, Natur vnd

[1]) Herausg. von Kelchner und Wülcker. Frankfurt 1873. Vgl. auch Calinich, Aus dem ſechzehnten Jahrhundert S. 201 ff.

[2]) Dieſe Büchlein waren, wie die Neuen Zeitungen, vorzugsweiſe Jahrmarktslitteratur. Ein in Köln befindlicher Kupferſtich ſtellt neben anderen Kölner Straßenausrufern auch einen Praktikenverkäufer dar, der eine Tafel hält mit der Aufſchrift: „Al manch practick und Zeitung new sindt war und ofrecht bei mein trew.“

Complexion, nach dem er under einem Planeten geboren ist, zu erkennen", wurde z. B. in 150 Exemplaren abgesetzt. Sehr gesucht sind endlich die Teufelbücher, die sich gegen die Laster und Gebrechen der Zeit richteten. Saufteufel wurden in 69, Hofteufel in 67, Eheteufel in 64, Fluchteufel in 56 Exemplaren verkauft.

Das Bild, das sich aus diesem Meßmemorial ergiebt, mag noch durch andere buchhändlerische Urkunden ergänzt werden. In dem Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels (Bd. XI) sind verschiedene Buchhändlerinventare angeführt, die erkennen lassen, was man vorzugsweise auf Lager haben mußte. Ein Buchhändler, Peter Schürer, hat namentlich Komödien (vorwiegend biblische), weniger Volksbücher, doch sechzehn Bileams Esel, 22 Eulenspiegel, weiter Sprichwörtersammlungen, dann das Heldenbuch in 3, Reineke Fuchs in 9, das Narrenschiff in 16, Johann Paulis Schimpf und Ernst in 5 Exemplaren und 60 Hofteufel!

Ein anderer, Wolf Günther, hat viel Lieder (Gassenhauer, Oberländische Liedlein, Große Liedlein, Teutsche Liedlein), ferner Volksbücher bis zu 20 Exemplaren: Hürnin Seifried, Hugschapler, Kaiser Oktavian, Melusine, Magelone, Ritter Pontus, Schildbürger, Eulenspiegel, Pfaff von Calenberg, Fortunatus u. s. w.; ferner Dedekinds Grobianus, Wickrams Goldfaden und Rollwagenbüchlein, Reineke Fuchs; endlich Planeten- und Traumbücher.

Fingerzeige geben auch die Bücherverzeichnisse aus dem Nachlasse von Privatpersonen. Zwar findet sich bei Leipziger reichen Bürgern noch im zweiten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts fast nur die fromme Erbauungslitteratur[1]) — fast in jedem protestantischen Hause war damals, um das hier zu erwähnen, z. B. Luther's Bet- und Lesebüchlein vorhanden —: aber das wird man doch nicht als allgemeinen Beweis gelten lassen können. Auch kann von der vielgelesenen Flugschriftenlitteratur im Nachlaß nicht mehr viel übrig sein. Und diese Flugschriften, die Neuen Zeitungen und ebenso die Wunder- und Schauerlitteratur wurden doch sehr begierig gelesen. Oft beschweren sich die

[1]) Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Bd. XI, S. 205.

Buchhändler, daß dieselben von Buchdruckern und „losen Buben“ massenhaft verkauft würden.[1]) Dieser Haß gegen die Konkurrenz zeigt, wie groß die Nachfrage war. In Janssens deutscher Geschichte[2]) findet man die ungeheure Verbreitung der „erschröcklichen Schriften von Mißgeburten, Kometen, Verbrechen und Morithaten“ ausführlich geschildert. Und Gustav Freytag[3]) sagt von der Lektüre der Landbewohner: „Und was im Hause am liebsten gelesen wird, das ist der astrologische Unsinn einer Prophezeiung des alten Wilhelm Friese, des Gottfried Phyller und Hebeustreit, eine Beschreibung der Augsburger Totenfeier Kaiser Karl V., oder vom gottseligen Ende des frommen Christian, Königs zu Dänemark.“ Solche Lieblingslektüre konnte so wenig aufbewahrt werden, wie heute unsere Zeitungen. Indessen trifft man in den Leipziger Nachlaßverzeichnissen doch auch mehr als nur die theologische Litteratur an, wenigstens in den sechziger Jahren[4]); es würden sich sonst auch schwer die häufigen Klagen über die allgemeine Lesegier erklären lassen.

Im Jahre 1587 wird alles Eigentum eines bankerotten Kaufmanns, Wolf Dittenhammer, verkauft: da findet sich auch ein Erlös von „drey theil aus den Historien des Ritter Amadis, Fabeln von Claus Narren und drey kleinen gebetbüchlein.“[5]) Die Gebetbüchlein stellen wieder die Unentbehrlichkeit der theologischen Litteratur dar; die Fabeln von Claus Narr die Beliebtheit der Volksbücher, Erzählungen und Schwänke — Claus Narr erlebte bis zum Jahre 1617 zehn Ausgaben —; der Amadis aber weist auf eine um diese Zeit neu entstandene Modelektüre hin, die mit der veränderten Zeitströmung eng zusammenhängt.

Gegen Ausgang des Jahrhunderts begann in den oberen Klassen eine verderbliche Ausländerei zu herrschen. Jeder „Kavalier“ mußte reisen, vor allem nach Frankreich; daheim begann man französisch zu sprechen und französische und italienische Romane zu lesen, deren Hauptstoff galante Abenteuer bildeten.

[1]) Freytag, Bilder a. d. d. Vergang. Bd. III, S. 149.
[2]) Bd. VI, S. 409 ff.
[3]) a. a. O. Bd. I, S. 5.
[4]) Archiv f. Gesch. d. d. Buchhandels Bd. XI, S. 205.
[5]) Ebenda Bd. X, S. 123.

Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatten vornehme Überſetzer franzöſiſche Romane in Deutſchland einzuführen verſucht; aber der Geſchmack an dem höfiſch-ritterlichen Treiben, von dem dieſe Schriften handelten, war nicht mehr kräftig genug. Ungleich beſſere Aufnahme fanden aber die romaniſchen Hiſtorien des ſechzehnten Jahrhunderts in Deutſchland. Die Amadisbücher, um deren Verdeutſchung ſich zuerſt Herzog Chriſtoph von Württemberg mühte, konnten bald als die eigentlichen Vertreter des Zeitgeſchmacks gelten. Dieſe „lieblichen, doch wahrhaften Hiſtorien", die namentlich von galanten „Aventuren" und Zaubergeſchichten handelten, ſollten vor allem den „ehrliebenden vom Adel" „ſehr nützlich vnd kurtzweilig zu leſen" ſein und wurden in der That auch in dieſen Kreiſen die Lieblingslektüre. Und bald verbreiteten ſie ſich weiter. 1581 klagt Johann Fickler,[1]) „wie gemein ſolch Buch worden bei Weib und Mannen, hoch und niedern Standes, beſonders aber bei nicht wenigen großen Frauen, ſo dennoch für ſehr evangeliſch wollen gehalten ſein"; es werde „ſolch Welt- und Buelbuch mehr als ihre Gebetbücher in Händen umgezogen und viel fleißiger als das Evangelium Chriſti geleſen".

Dem Buchhändler brachte, wie Fickler 1577 von einem hörte, „der Amadis di Gaula" mehr in den Seckel als Luthers Poſtille: „es künden auch ſolcher Gauliſchen oder vielmehr gailen Exemplar ſchier nicht genug gedruckt werden".

Der Amadis und ſeine Fortſetzungen blieben ein Lieblingsbuch auch des ſiebzehnten Jahrhunderts. Beiſpielsweiſe ſpricht Karl Ludwig von der Pfalz in ſeinen Briefen von ſolcher Lektüre. Daneben drangen dann maſſenhafte Ueberſetzungen und Nachahmungen anderer Romane ein, denn die Leſeluſt war außerordentlich ſtark. Ging ein junger Menſch auf Reiſen, ſo nahm er z. B. den Decamerone „auff den weg, darinnen zu leſen".[2]) Man verlangte Bücher, ſich „nach Verrichtung ſeines beruffs woll darinnen zu erluſtiren".[3]) Wer Liebesbriefe ſchrieb, ſtahl die affektierten Phraſen aus ſeiner Lektüre zuſammen. „Do

[1]) Janſſen a. a. O. Bd. VI, S. 407.

[2]) und [3]) Vgl. meine Geſchichte des deutſchen Briefes, Bd. II, S. 211.

muſt de halve Amadis em redensarten geven, der ſöven wiſen meiſters kunſt und ridder Peters leben", heißt es bei Lauremberg. Das Hauptleſefutter waren die Romane. Das weibliche Geſchlecht ſcheint teilweiſe von dieſer Lektüre noch fern gehalten zu ſein. Aubery de Maurier, der 1637 nach Hamburg und Lübeck kam, erzählt in ſeinen Memoiren von den reinen Sitten der Frauen und Jungfrauen und führt dafür an, daß man keine Romane leſe, das Verderben der Jugend. Liſe Lotte von der Pfalz ſchreibt einmal: „So lang ich zu Heydelberg geweſen, hab ich auch nie keine romans geleßen." In Frankreich holte ſie das allerdings wieder ein: „ſeyder ich hir bin, habe ich dieße zeit wider eingebracht; den es iſt keiner, ſo ich nicht geleßen." Unter den neuen Romangattungen, die übrigens meiſt nach fremden Muſtern erſtanden, hatte der Schäferroman ſeine Zeit nicht viel über den dreißigjährigen Krieg hinaus. Grimmelshauſens Simpliciſſimus veranlaßte Abenteuerromane. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts waren dann die Helden- und Liebesromane, die möglichſt lang ausgeſponnen wurden, namentlich Zieglers „Aſiatiſche Baniſe oder das blutig- doch mutige Pegu," ſehr beliebt.[1]) Gegen Ausgang der Epoche laufen dieſe in den oft ſchlüpfrigen Romanen der „galanten Skribenten" aus. In dieſer Zeit iſt überhaupt eine große Vorliebe für erotiſche Lektüre, Romane und Novellen recht wenig züchtiger Natur, deutlich zu bemerken.

In der erſten Hälfte des Jahrhunderts wurden übrigens auch noch die alten Volksbücher, wie aus dem eben erwähnten Laurembergſchen Vers hervorgeht, viel geleſen. Die Haushaltungsbücher der Gräfin Maria von Wolkenſtein[2]) weiſen z. B. eine Ausgabe für das „Heldenbuch" auf. Neben dem Amadis waren auch die alten Schwankſammlungen noch immer beliebt. So ſchreibt Hippolytus Quarinonius in ſeinem Buch: „Die Grewel der Verwüſtung des menſchlichen Geſchlechts": „Alſo

[1]) Vgl. Guſtav Freytag a. a. O. Bd. I, S. 10: „Was ſonſt im Schloſſe geleſen wird, ſind langweilige Romane, in denen edle Liebende des tartariſchen, römiſchen oder eines nie dageweſenen Volkes ſich mit Perrücke und Schönpflästerchen über die Annehmlichkeit ihrer Neigung unterhalten."

[2]) Mittheilungen d. Vereins f. Geſch. in Hohenzollern XIV, S. 1 ff.

leſen die Schalksnarren und auch die leichtſinnige Jugend den Eulenſpiegel, den Rollwagen, den Amadis aus Frankreich oder wahrhafter den Narrabis oder Narrengüß im Kapitel von der ſchönen Oriana und dergleichen Buol-Hiſtorien."[1])

Auch die antike Litteratur wurde, was uns wunderbar erſcheinen könnte, teilweiſe in dieſer Zeit auch von Ungelehrten geleſen, natürlich in franzöſiſchen oder deutſchen Überſetzungen. Liſe Lotte von der Pfalz lieſt einen deutſchen Virgil.[2]) Aus dem Büchervorrat der Luiſe von Degenfeld entnimmt der Sohn bei ſeiner Abreiſe den Lucian, und die Mutter bringt wiederholt in ihn, das Buch doch zurückzuſenden.[3])

Die ausländiſche Bildung brachte es ferner mit ſich, daß man in vornehmen Kreiſen deutſche Litteratur ſehr wenig, in der Regel italieniſche und franzöſiſche Sachen lieſt. Karl Ludwig von der Pfalz lieſt italieniſche Romane. Luiſe von Degenfeld ſchreibt einmal an ihren Sohn: „Weyß nicht, ob Ihr Molière ſeine comoedien alle geleſſen und L'ombre de Molière, welches ich aber nicht ſchicke, biß meinen Lucian wieder hab und Corneille."[4])

Hervorzuheben iſt weiter, daß die Erbauungslitteratur nach wie vor ein weſentlicher Beſtandteil der Lektüre blieb und für den noch immer fromm-kirchlichen Geiſt Zeugnis ablegt. Der mehrfach erwähnte Karl Ludwig lieſt auch Tauler und Thomas a Kempis, deſſen Nachfolge Chriſti noch ſonſt überall geleſen wird. Peter Cochems „Leben Jeſu" war auf katholiſcher Seite ſo volkstümlich, wie auf proteſtantiſcher Johann Arndts „Wahres Chriſtentum". Jene Gräfin Maria von Wolkenſtein verzeichnet Ausgaben für „das himbeliſch Frawenzimmer", den „Tugendtſpiegel" und Thomas a Kempis „Nachvolgung Chriſti." Und ein Büchelchen, das aus den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ſtammt, „Frauenzimmer-Bibliothekchen" betitelt und für „Frauenzimmer von gewecktem Verſtande" beſtimmt iſt,

---

[1]) Angeführt in den eben erwähnten Mittheilungen S. 3.
[2]) Bibliothek des litterariſchen Vereins. Bd. 88, Seite 49, 51.
[3]) Ebenda. Bd. 167, S. 273.
[4]) Ebenda S. 278.

empfiehlt neben praktiſchen Büchern noch ausſchließlich Erbauungsſchriften.

Endlich iſt als maſſenhafter Leſeſtoff wie im ſechzehnten ſo auch in dieſem Jahrhundert die Flugſchriften- und Flugblätterlitteratur zu erwähnen. Sie befriedigte das Neuigkeitsbedürfnis und den ausgebreiteten Sinn für Wunderbares und Kurioſitäten. Damals entſtanden auch die erſten regelmäßigen Zeitungen.

Die erſten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts folgen noch ganz und gar den Richtungen und Strömungen der eben geſchilderten Epoche. Das Ideal war immer nur der „politiſche Hofmann“, und nach den affektirten und franzöſirten Äußerlichkeiten der galanten Welt ſtand der Sinn. Die galanten Romane waren die beliebteſten. Es war größtenteils „Schund“, was damals der Leſer Herz erfreute. Langausgeſponnene, mit derben Dingen angefüllte, abenteuerliche Hof-, Kriegs- und Liebesromane, die auf wirklichen Kunſtwert überhaupt keinen Anſpruch machten, wurden maſſenhaft gekauft. Da kam in die Leſewelt ein neuer Anſtoß von England. 1719 erſchien der „Robinſon Cruſoe“ von Deſoe und eroberte binnen kurzem die Welt. Viel wurde er überſetzt und noch mehr nachgeahmt. Der Robinſon blieb fortan auch für die Deutſchen ein Lieblingsbuch. Von ſeinen Nachahmungen war die beliebteſte „die Inſel Felſenburg“. Auch Goethe nennt in „Dichtung und Wahrheit“ dieſes Buch neben dem Robinſon als bevorzugte Lektüre ſeiner Jugend. Aber der Einfluß, den um dieſe Zeit England auf das deutſche Geiſtesleben und zwar zu ſeinem Heile gewann, war damit nicht zu Ende. In den Gemütern der Menſchen vollzog ſich allmählich ein Wandel; von den nichtigen Äußerlichkeiten der ſervilen „Komplimentierer“ und dem galanten Weſen richtete ſich der Blick mehr und mehr auf das Innere. Die Bewegung des Pietismus hatte dazu ſchon den Anſtoß gegeben: jetzt kamen die Schlagwörter auf, welche die neue Richtung beſtimmten: Moral, Natürlichkeit und man darf hinzufügen, obgleich das Wort nicht als Schlagwort gebraucht wurde, Bürgerlichkeit. In dieſer Beziehung waren einmal die engliſchen Wochenſchriften von großem Einfluß, ſodann die engliſchen Romane. Die Wochenſchriften

wurden in Deutſchland, zunächſt von Gottſched, nachgeahmt: von beſtimmender Bedeutung wurden namentlich die über Gottſched hinausgehenden „Bremer Beiträge“. Von den Romandichtern wirkte beſonders Richardſon auf die Deutſchen. Seine bürgerlichen Romane, die ungeheuren Anklang fanden, vernichteten den Geſchmack an jenen blödſinnigen Helden- und Liebesgeſchichten, die man bis dahin verſchlungen hatte, und bald beſtimmten ſie auch die deutſche litterariſche Produktion, wovon weiter unten die Rede ſein wird.

Unter den Mitarbeitern der „Bremer Beiträge“ befanden ſich zwei Schriftſteller, die bald die am meiſten geleſenen in ganz Deutſchland werden ſollten: Gellert und Klopſtock, beide ſehr von den Engländern beeinflußt. Von dem Anſehen, das Gellert in Deutſchland genoß, macht man ſich heute kaum eine Vorſtellung; der gute, moraliſche, etwas ſpießbürgerliche Sachſe war in der That der Bildner des Geſchmacks in ganz Deutſchland. Wie Goethe ſagte, war „an Gellert und an die Tugend glauben, beinahe gleich bedeutend“. Gellert genoß in den vornehmen Kreiſen außerordentliche Verehrung, aber er war vor allen Dingen auch ein Volksſchriftſteller. In Gellerts Schriften wurde der alte Drang nach Erbauung ſo gut befriedigt, wie der Sinn für Unterhaltung. Seine Schriften ſicherten ihm die höchſte Verehrung, bei Fürſten und Grafen, bei Studenten und Offizieren, bei Handwerkern und Bauern. Noch lange nach ſeinem Tode konnte man, wie Matthiſſon erzählt, in einer einfachen Schweizer Hütte ſeine Schriften neben Bibel und Geſangbuch finden. Das moraliſch-religiöſe Element, welches zu dieſem ungeheuren Einfluß Gellerts beitrug, war auch weſentlich der Grund, warum das berühmteſte Werk Klopſtocks, der Meſſias, ſo ungeheures Aufſehen erregen konnte. Auch der Meſſias wurde für die Deutſchen ein Erbauungsbuch und im beſten Sinne ein Volksbuch. In ihm, meinte Bodmer enthuſiaſtiſch bei dem Erſcheinen der erſten Abſchnitte, würden „ganze Nationen Seligkeit finden“. Man vergötterte beinahe dieſes Buch. Schubart, der darüber Wandervorträge hielt, rühmt ſich, bei Fürſten, Miniſtern, Kriegsleuten, Hofdamen, Prieſtern, Rechtsgelehrten, Ärzten, Handwerkern und Bauern und ebenſo bei Weibern, bei

Mädchen an der Kunkel und am Nähpult mit der Messiade gleich tiefen Eindruck hervorgerufen zu haben.[1]) Goethe erzählt in „Dichtung und Wahrheit", wie ein begeisterter Leser des Messias das Buch in das väterliche Haus Goethes einschwärzte und es der Mutter und den Kindern — denn der Vater wollte nichts davon wissen — zusteckte.

Klopstocks Einfluß vertiefte und veredelte das religiöse und damit das Gefühlsleben überhaupt. Und seitdem dieses im deutschen Volke einmal mächtig geworden war, wuchs es bald über die religiöse Sphäre hinaus. Das Naturgefühl wurde erweckt und durch Lektüre gestärkt. Im Wilhelm Meister, glaube ich, berichtet Goethe: „Hallers Alpen, Geßners Idyllen, Kleists Frühling wurden oft von uns wiederholt, und wir betrachteten die uns umgebende Natur bald nach ihrer anmuthigen, bald nach ihrer erhabenen Seite." Rousseau begann dann die Gemüter zu beeinflussen. Bald kam dann die Epoche der äußersten, thränenreichen und überschwenglichen Empfindsamkeit.

Und diese Epoche erhielt wieder ein Lieblingsbuch: Werthers Leiden. Der Dichter selbst urteilt darüber also: „Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deßhalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publicum ereignete, deßhalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deßwegen so groß, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam." Eine gewaltige Aufregung, ein wahres „Wertherfieber" entstand durch diesen kleinen Roman; alle Welt las ihn, und alle Welt weinte über ihn.

Man mag heute höchst erstaunt fragen, wie eine solche litterarische Wirkung, wie sie uns eben ein dreifaches Beispiel vor Augen führte, damals überhaupt möglich war. Aber die Antwort ist nicht schwer. Der Grund ist, daß der Litteratur, vor allem der schönen Litteratur, im vorigen Jahrhundert sich

[1]) Richter, Aus der Messias- und Wertherperiode. S. 7.

das Intereſſe aller im höchſten Maße zuwandte, daß die Themata, die unſere Zeit intereſſieren, damals überhaupt gar nicht beſprochen wurden oder hinter dieſem einen Gegenſtande, für den ſich hoch und niedrig begeiſterte, weit zurückſtanden. Aus einer deutſchen Stadt wird aus dem Ende der ſiebziger Jahre berichtet: „Statt daß ſonſt nur Proceſſe, Familienvorfälle und Schwächen des Nächſten Gegenſtände geſellſchaftlicher Unterhaltung waren, ſprach man jetzt von Schauſpielen und andern Gegenſtänden der Litteratur. Alles fing an zu leſen; 1778 waren ſchon vier Büchergeſellſchaften im Gange.“[1]) Die Leſewut, die doch ſchon in der vergangenen Epoche zu ſpüren war, wurde ungleich ſtärker.[2]) Bald entſtanden überall die Leihbibliotheken, um dem ungeheuren Bedürfnis entgegenzukommen.

Was den Leſeſtoff anlangt, ſo darf man zunächſt darauf hinweiſen, daß man in gebildeten Kreiſen gern lyriſche Gedichte zu leſen begann. Die Almanache und Taſchenbücher, die ſeit 1770 Deutſchland überſchwemmten, enthielten vorzugsweiſe Gedichte. Im Volke wurden übrigens auch noch in dieſer Zeit vielfach die alten Volksbücher geleſen. Goethe erzählt darüber in „Dichtung und Wahrheit“: „Sie wurden wegen des großen Abgangs mit ſtehenden Lettern auf das ſchrecklichſte Löſchpapier faſt unleſerlich gedruckt.“ Er berichtet, wie er mit den andern Kindern „für ein paar Kreuzer“ dieſe Schriften von dem „Tiſchchen vor der Hausthüre eines Büchertrödlers“ eifrig gekauft und eifrig „verſchlungen“ habe. Und ſpäter ſagt Wilhelm Schlegel: „Die höheren gebildeten Stände unſerer Nation haben keine Litteratur, das Volk aber, der gemeine Mann hat eine. Dieſe beſteht aus den unſcheinbaren Büchelchen, die ſchon in der Aufſchrift: „Gedruckt in dieſem Jahr“ das naive Zutrauen kundgeben, daß ſie nie veralten werden, und ſie veralten auch wirklich nicht.“ Die Hauptlektüre der Maſſen, der gebildeten und ungebildeten, war aber noch mehr wie früher der Roman. Von den engliſchen Romanen iſt ſchon die Rede geweſen; ſie wurden in Deutſch-

[1]) Aus v. Halems Selbſtbiographie. Angeführt bei Biedermann, Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert. II, 3. S. 1085.

[2]) Ueber dieſes Hauptintereſſe der Nation habe ich ausführlicher in meiner „Geſchichte des deutſchen Briefes“, Bd. II, S. 383 ff., gehandelt.

land außerordentlich geleſen. In einem 1765 erſchienenen Buch: „Briefe über die neueſte Moral“ läßt der Verfaſſer eine Dame ſchreiben[1]): „In einer vornehmen Geſellſchaft, wo ich vor einigen Tagen hingeführet ward, fieng man an nach der Reihe zu fragen, was dieſe, was jene für ein Buch den vorigen Tag beym zu Bette gehen geleſen hätte, um wie man ſich galant ausdrückte den ſchönen Geſchmack der Dames zu bewundern. Eine nannte Clariſſa, die andere Heloiſe, die dritte Fanny Buttler, Thomas Jones u. a. m.“ Alſo nur die Engländer und Rouſſeau werden aufgeführt. Später wurden dann die den Engländern naheſtehenden deutſchen Romane eine beliebte Lektüre: ein Lieblingsbuch war namentlich Timotheus Hermes langatmiger Roman „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen“. Es folgte dann die Werther-Schwärmerei, die auch viele und vielgeleſene Nachahmungen, vor allem Müller's „Siegwart. Eine Kloſtergeſchichte,“ hervorrief.

Auch um die Wende des Jahrhunderts und ſpäter gehörte den Romanen das Publikum. Jean Paul war es freilich nicht, der die Menge entzückte. „Sehen Sie einmal, Beſter,“ ſagt der alte Leihbibliothekar bei Wilhelm Hauff, „jene lange Reihe von Bänden an, die weißen Pergamentrücken ſind ſo rein, als hätte man ſie nie oder nur mit Handſchuhen angefaßt. Wer iſt wohl der Autor, der ſo vergeſſen und gleichſam in Ruheſtand verſetzt dort ſteht?“ Es iſt Jean Paul! Sein Schickſal teilten auch nicht minder edle Gefährten. Für die gebildeten Bürgersleute war damals der Familienroman Lieblingslektüre, namentlich Johann Jakob Engel's „Lorenz Stark“;[2]) die große Menge aber hing an den zahlreichen Ritter-, Räuber- und Geiſterromanen, deren grobe und rührſelige Romantik ihren Urſprung teilweiſe von Goethes Götz und Schillers Räubern herleitete. Der edle Räuber, den der grauſame Ritter im Burgverließ ſchmachten ließ, und den eine holde Maid minniglich ſchmachten ließ, das war eine Lieblingsfigur des Volkes. Es iſt intereſſant, daß teilweiſe noch die Stoffe der

[1]) Bd. II, S. 324.

[2]) Ein vielgeleſenes Buch desſelben Verfaſſers, das an die Traditionen der moraliſchen Wochenſchriften anknüpft, iſt „der Philoſoph für die Welt.“

alten Volksbücher hier wieder aufleben, freilich im romantischen Gewande. Diese Romane der Spieß und Cramer und dazu die süßlichen, oft höchst schlüpfrigen Liebesgeschichten eines Albrecht und später eines Clauren waren im Anfange unseres Jahrhunderts die geistige Nahrung des Volkes. Hauff schildert einmal einen Lesezirkel von Gesellen und Handwerkertöchtern, wo „Rochus Pumpernickels Tod" von A. v. S. unter allgemeinem Schluchzen und Weinen vorgetragen wird, und seine Schilderung ist sehr treffend. „Unsere mittleren und unteren Stände", sagt er, „lesen sehr viel, nur natürlich nichts, was auf den gesunden Menschenverstand Anspruch machen könnte. Sie haben ihren Spieß, ihren Cramer, ihren Lafontaine, in neuerer Zeit hauptsächlich ihren Clauren. Alles liest, aber unschädliches Zeug, das ihren Verstand ganz gelinde affiziert, Gespenstergeschichten, Mordthaten, Räuberhistorien, Heirats-Affairen mit vielem Gelde u. s. w."

Ein vielgelesener Räuberroman war Heinrich Zschokkes „Abällino, der große Bandit". Zschokke war aber auch sonst ein Lieblingsschriftsteller im ersten Drittel unseres Jahrhunderts, einmal wegen seiner Erzählungen und Novellen, sodann aber wegen seines moralisch-rationalistischen Erbauungsbuches: „Stunden der Andacht." Denn das Bedürfnis der Erbauung in häuslicher Lektüre hatte die Zeiten hindurch fortgedauert, und die „Stunden der Andacht" waren ein Lieblingsbuch unserer Großeltern. Nicht zu übersehen ist ferner die im vorigen Jahrhundert äußerst beliebte Lektüre von Reisebeschreibungen. Schon im siebzehnten Jahrhundert war man darauf sehr versessen: die damals zur allgemeinen Mode gewordene Reisesucht erklärt das hinlänglich. In der Folgezeit steigert sich das noch mehr.[1]) Und überall begegnen uns Leute, die wie der Pfarrer Mylius „leidenschaftliche Freunde des Reisens und der Reiselektüre"[2]) sind.

In der weiteren Schilderung der bevorzugten Lektüre unseres Jahrhunderts will ich kurz sein. Es sei erinnert an

[1]) Mit Reisebeschreibungen sind, wie es in „Lehrreiche Nachrichten für einen Reisenden. Aus dem Französischen übersetzt von P. G. v. K." S. 7. heißt, „alle Buch-Läden angefüllet."

[2]) Mylius, Malerische Fußreise. Bd. I, S. II.

die durch die zahlreichen und äußerſt billigen Überſetzungen Walther Scott's hervorgerufene Beliebtheit des hiſtoriſchen Romans. Karoline Pichler, van der Velde und Karl Spindler hatten ein großes Publikum. Ein Lieblingsbuch, namentlich auch der Jugend, wurden die Cooperſchen Erzählungen. Alle weltſchmerzlich angehauchten und liebenden Gemüter fanden ihren höchſten Genuß in der Lektüre der Lieder Heinrich Heines. Später fanden die franzöſiſchen Romane, namentlich von Sue und Dumas, ein großes Publikum. Das eigentliche „Volk" hat indeſſen auch in dieſer Zeit ſeine beſondere Lektüre. Die Ritter- und Räuberromane waren noch lange ſehr beliebt. „Gerillo, der große Räuberhauptmann" und ähnliche Geſchichten mit tollem Titel und in einen bunten Einband geheftet fanden ungeheuren Abſatz. Weiter bildeten für viele die Volkskalender mit ihrem unterhaltenden und belehrenden Inhalt die Hauptlektüre. — In unſerem Jahrhundert entſtanden auch zahlreich die Jugendſchriften, die nur für ein beſtimmtes Alter berechnet ſind.

Mehr und mehr ſorgten auch für das litterariſche Unterhaltungsbedürfnis belletriſtiſche Zeitſchriften, zuerſt jene Taſchenbücher mit mehr oder minder blumenreichem Titel, die alle Jahre erſchienen, dann noch Monatsſchriften und zwangloſe Hefte. Ebenſo richteten die Zeitungen bald ihr Augenmerk darauf, nach dem Grundſatze zu handeln: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen". Die Romane „unter dem Strich" ſind heute für viele Leute oft die einzige belletriſtiſche Lektüre. Und die Kriminalerzählungen und ſonſtigen im miſerabelſten Stil geſchriebenen Schundromane der kleinen Kreisblätter werden auch von dem niederen Volke gierig verſchlungen, und geſpannt wartet das Nähmädchen und der Arbeiter auf die „Fortſetzung". Weit iſt es von dieſer Lektüre nicht zu der elenden modernen Kolportagelitteratur, die Kopf und Herz der kleinen Leute verdirbt. Es iſt des Lobes wert, wenn gegen dieſelbe in unſeren Zeiten gekämpft wird, und man ſich bemüht, für Verbreitung guter Bücher zu ſorgen. Aber die eben angeführten Worte Wilhelm Hauffs zeigen, daß man auch ſchon vor ſiebzig Jahren ſich über den ſchlechten Geſchmack des Volkes ärgerte, und es hat doch nichts genützt. Und überdies, was

leſen die ſogenannten beſſeren Stände? Außer den Zeitungen, die in unſerer Epoche eine unentbehrliche, von den Meiſten auch mit Begierde erwartete Lektüre ſind, leſen viele Angehörige dieſer Klaſſe wenig Unterhaltendes. Die Mehrzahl aber der Leſenden beweiſt keinen beſſeren Geſchmack, als das „Volk," trotzdem ihre Lieblingsbücher vielleicht ſehr ſchön eingebunden ſind und viel koſten. Man achte nur darauf, wie denn viele der litterariſchen Produkte beſchaffen ſind, die man allgemein heute gern lieſt, und man wird wenig Anlaß haben, ſich eines guten Geſchmacks zu rühmen.

Die deutſchen Frauen im ſiebzehnten Jahrhundert.

Unſere moderne „Geſellſchaft“ — ich meine jene bevorzugte Schicht, deren Gegenſatz das „Volk“ oder „die Andern“ ſind — beruht in ihrem ganzen Zuſtande weſentlich auf der vornehmen Geſellſchaft des ſiebzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Nur die Zahl ihrer Mitglieder hat ſich vermehrt, da ihre Grenzen ſeitdem weiter nach unten gerückt ſind. Die geſellſchaftlichen Formen und Prinzipien jedoch ſtammen zum größten Teil aus jener Sphäre. Das belebende Prinzip unſerer Geſellſchaft ſind die „Damen“, wie wir bezeichnend ſagen, das Bindemittel iſt oder ſoll wenigſtens ſein geiſtreiche, leichte, anmutige Konverſation. Das ſtammt aus dem Frankreich Louis XIV., aus dem Frankreich der Salons.

Mit einiger Übertreibung kann man ſagen, was Rom für das Mittelalter war, iſt Frankreich für die moderne Zeit oder vielmehr — iſt es geweſen. Und wieder mit etwas weniger Übertreibung darf man behaupten, was Frankreich leitet, was es beherrſcht, das ſind die Frauen. Immer haben in Frankreich die Frauen eine hervorragendere Stellung eingenommen als in anderen Ländern. Geiſtig haben die Frauen ſeit den Zeiten der Troubadours die führende Stellung gehabt. Es iſt ein ſtarker Ausdruck dieſer Frauenherrſchaft, die im 17. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, aber auch eine Art Anerkennung der Wahrheit, wenn ſelbſt der ſtolze Ludwig XIV. den Hut vor der letzten Küchenmagd lüftete, der er auf einer Hinter-

treppe des Verſailler Schloſſes begegnen mochte.[1]) Sein Zeitalter iſt das klaſſiſche für die Herrſchaft des weiblichen Geſchlechts. Schon vor ſeinem Regierungsantritt begann das Hotel Rambouillet, jene Stätte der untadelhaften geſellſchaftlichen Sitte, des Geſchmacks und des Eſprits, ſeinen ungeheuren Einfluß auszuüben, das Haus jener Marquiſe Rambouillet, die von ihren Zeitgenoſſen als Führerin einer neuen Geſellſchaft, als Verkünderin einer neuen Sitte geprieſen wurde. Seine erſten Regierungsjahre ſahen noch den Glanz der Beherrſcherin dieſes Hotels, der gefeierten Julie d'Angennes. Aber die hervorragendſte unter dieſen und den ſpäteren Blüten der weiblichen Ariſtokratie iſt die Sévigné. Sie zeigt uns, was eigentlich die franzöſiſche Geſellſchaft beherrſcht, nicht ganz beſonders hervorragende Eigenſchaften: die Frau, einzig und allein die Frau. Sie war keine Schriftſtellerin, wie die Scudéry: ſie ſchrieb nur Briefe und nicht einmal ſolche, die für das Publikum beſtimmt waren. Aber gerade dieſe Briefe erklären das Geheimnis dieſes Fraueneinfluſſes. Aus ihnen ſtrömt der Zauber der Perſönlichkeit. Die anmutige, geiſtreiche Perſönlichkeit, die Grazie und der Eſprit der Frau war das Anziehende in den Salons. Daß in dieſer litterariſchen Blütezeit der Salon eine leiſe litterariſche Färbung erhielt, iſt erklärlich. Aber die Litteratur diente als Unterhaltung, war nicht Hauptſache, wie in den ſpäteren Salons unter den Précieuses ridicules. Das war Ausartung und hat mit der ſozialen Erſcheinung der Blüte der Frauenherrſchaft nichts zu thun.

Man kann auch die Schattenſeite dieſer Zeit hervorheben, die fabelhafte Immoralität, die völlige Hintanſetzung weiblicher Tugend anklagen. Der anmutige geiſtige Verkehr verbarg oft genug ſchamloſe Liederlichkeit; bekannt iſt das Gebet der Ninon de l'Enclos: „mon Dieu, faites de moi un honnête homme, et n'en faites jamais une honnête femme". Aber einerſeits hebt man dieſe Seite über Gebühr hervor, bedenkt nicht, daß in dieſer Beziehung auch andere Zeiten ſehr geſündigt haben, und andererſeits wird man wohl das Wort von dem vielen Licht und dem vielen Schatten auch hier gelten laſſen müſſen. — —

[1]) Karl Hillebrand, Zeiten, Völker und Menſchen VII, S. 43.

Doch meine Abſicht war, über deutſche Frauen zu ſchreiben, nicht über die franzöſiſchen. Aber ich habe nicht ohne Grund etwas länger bei jenen verweilt: denn ſie ſind das gerade Gegenteil der deutſchen. Nicht als ob alle Franzöſinnen jenen Damen der Ariſtokratie geglichen hätten: die bürgerlichen Frauen werden wohl mehr Ähnlichkeit gehabt haben mit den deutſchen Frauen aus gleichem Stande. Aber jene Ariſtokratinnen drücken doch der ganzen franzöſiſchen Frauenwelt die Signatur auf, weil ſie die tonangebenden ſind, von allen bewundert werden. Schließlich hat ja auch der Geiſt dieſer Frauenwelt die Geſellſchaft der andern Länder und auch Deutſchlands erobert.

Im ſiebzehnten Jahrhundert indeſſen iſt von dieſem Einfluß auf Deutſchlands Frauen — die Männer wurden ſehr bald Bewunderer der Franzöſinnen wie alles Franzöſiſchen — nichts zu ſpüren. Am eheſten ließe ſich das naturgemäß bei den fürſtlichen und adligen Frauen erwarten. Aber wie wir ſehen werden, gleichen ſie trotz ihrer franzöſiſchen Bildung in ihrer ganzen Art durchaus den Frauen des Mittelſtandes. Der ungeheure ſoziale Umſchwung, der ſich im 16. und 17. Jahrhundert vollzog, berührt die Frauen zunächſt am wenigſten. Das Jahr 1500 ſah den Bürgerſtand in der Hauptſache maßgebend. Fürſten und Adlige dachten und lebten bürgerlich.[1]) Jetzt iſt der Wandel eingetreten. Die oberen Kreiſe, welche die ſchlechten Sitten des Nachbarlandes vor allen nachahmten, gaben den Ton an, und der Hof iſt das Ideal. Nur die Frauen haben, ſo weit es möglich iſt — die notwendige Beſchränkung werde ich ſpäter erörtern — die bürgerliche Denkweiſe durchaus bewahrt. Der Hauptgrund iſt: ſie waren und lebten wie früher in der Familie und für die Familie, die Fürſtin wie die Kaufmannsfrau. Daher der Gegenſatz zur Franzöſin. Die deutſche Frau war nicht geiſtreich, aber verſtändig, wenn auch oft hausbacken; ſie kannte keinen Schwarm von Bewunderern, aber ſie war auch nicht kokett und frivol; ſie war nicht natürlich, wie man es im Salon liebt, ſondern natürlich und derb, wie es der Ton des Hauſes mit ſich bringt; ſie herrſchte nicht, aber

[1]) „Bürgerlich“ nicht in zu modernem Sinne genommen.

ſie waltete. Das währte ſo lange, bis endlich gegen Ausgang des Jahrhunderts auch die Frauen dem Anſturm der neuen Zeit erlagen, bis jene zahlloſen Beiſpiele der Selbſtvergeſſenheit und Unſittlichkeit, die bis in den kleinen Bürgerſtand drang, einen troſtlos verdorbenen Zuſtand der Frauenwelt beweiſen. Und doch findet man auch im 18. Jahrhundert Frauen genug, welche den alten Kern bewahrten. Und dieſer Kern der deutſchen Frau war geſund, durch und durch geſund.

Es iſt ſchwer, Charakter und Art der Frauen in dieſer Epoche zu ſchildern, eben weil ſie ſo wenig nach außen hin hervortraten. Da kommen ihre *Briefe* zu Hilfe, jene Zeugniſſe, die den Menſchen um ſo beſſer erkennen laſſen, je natürlicher er ſich in ihnen giebt. Aus dieſen Briefen einiges zur Charakteriſierung der Frauen jener Zeit beizutragen, iſt die Abſicht dieſer Studie.

Wer in einer Briefſammlung aus jener Zeit unter eloquenten, fließend geſchriebenen lateiniſchen Epiſteln oder unter deutſchen Briefen, welche in ſchnörkelhaftem Kanzleiſtil oder in poetiſch ſein ſollender Blumenſprache oder in höflichem, wort- und lügenreichem, alamodiſchem Komplimententon abgefaßt ſind und mehr oder weniger von Fremdwörtern wimmeln, wer unter dieſen Elaboraten von Männern und Jünglingen auf vereinzelte Frauenbriefe ſtößt, wird in allen Fällen einen entſchiedenen Gegenſatz merken, in jeder Beziehung, innerlich wie äußerlich, große Unterſchiede finden. Abgeſehen von dem Mangel oder der ungeſchickten Handhabung kurialer Formalitäten, für welche die Frauen keinen Sinn haben, unterſcheidet ſich ſchon jeder Frauenbrief von denjenigen der Männer, wie ſchon früher, durch die Handſchrift. Das iſt auch heute noch ſo. Aber in unſerer Zeit iſt die Frauenhandſchrift zierlich, flüchtig, liegend; damals aufrecht, bedachtſam, ſteif, unförmlich: man ſieht ihr häufig das Buchſtabenmalen an. Erſt gegen Ende des Jahrhunderts nähert ſie ſich langſam derjenigen unſerer Frauen. Das deutet auf eine gewiſſe Unbeholfenheit oder Ungewohntheit, mit der Feder umzugehen.

Dem entſpricht genau die Sprache, der Ton der Briefe. Ein Anklammern an einige traditionellen Formeln, Ungeſchick

im Ausdruck, kurze, unbeholfene Sätze finden sich fast überall. Aber damit sind — unschätzbar in jener Zeit! — Wahrheit und Natur ebenso regelmäßig verbunden. Wer nur Briefe einzelner Frauen kennen lernt, wird rasch und falsch urteilen: diese zeichnet sich durch besondere Unbildung aus, dieser Frau Briefe stehen formell wie inhaltlich sehr tief, jene ist entzückend offen und natürlich. Er beachtet nicht die allgemeine Gültigkeit der Erscheinung. Dem Gefühl der Zeit und sicher auch dem eigenen Gefühl der Frauen nach standen ihre ungeschickten und unorthographischen Briefe tief unter denen der Herren der Schöpfung. Ausgezeichnet charakteristisch ist ein Ausdruck, den eine Frau aus den ersten Nürnberger Bürgerkreisen in einem Briefe an ihren jungen Schwager, der in fremden Kriegsdiensten stand, anwendet.[1]) Sie habe ihm bisher nicht geschrieben, denn sie habe „sorge getragen, es würde mein unformliches weiberschreiben Ihme zuwider sein." Unförmliches Weiberschreiben! Mit diesem Ausdruck mag mancher der alamodischen jungen Männer die Briefe der Mutter oder der Schwester bezeichnet haben. Und doch sind diese unförmlichen Weiberschreiben wertvoller als die gekünstelten Komplimentschreiben der Männerwelt. Man kann diese Produkte einer servilen, sich gegenseitig mit immer alberneren Elogen bewerfenden Gesellschaft nicht lange lesen, ohne Ekel zu empfinden: wie eine Oase begegnen in dieser Wüste der Geschmacklosigkeit die unförmlichen Weiberschreiben. Es muß doch unter ihrer wenig einladenden Hülle ein guter und gesunder Kern stecken.

Aber andererseits läßt sich der Unterschied doch nicht allein aus der Natur, der Anlage der Frauen erklären: er muß mit dem ganzen Bildungszustande des weiblichen Geschlechts zu jener Zeit zusammenhängen. Da war doch im Verhältnis zu den Männern eine große Änderung gegen frühere Zeiten eingetreten. Im Mittelalter war geistige Bildung bei den Frauen viel heimischer gewesen als bei den Männern. Es war die Zeit, da alle Bildung aus den Händen der Geistlichen kam, sei es im

[1]) Marie Sal. Behaim an Hans Jakob Behaim 10. März 1643. Aus dem im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg aufbewahrten Briefwechsel des Hans Jakob Behaim.

Kloſter, ſei es am Hofe oder an den Sitzen der Edlen; da wußte oft die vornehme Frau weit beſſer zu ſchreiben, als der kriegeriſche Gatte.[1]) Noch aus dem 15. Jahrhundert ſind uns Fürſtinnen wie reiche Bürgerfrauen bekannt, welche an Bildung die Männer überragten. Dann kam die Zeit der Renaiſſance. Italien ſah ſeine Frauen, die den gleichen Unterricht in den neu erblühten Wiſſenſchaften genoſſen wie die Männer, auf der Höhe der neuen Bildung ſtehen. In der italieniſchen Geſellſchaft der Renaiſſance begegnen überall die Frauen als Muſter hoher Bildung und wunderbarer Empfänglichkeit für geiſtige Genüſſe. In Deutſchland iſt es damals ſchon anders. Nur wenig Frauennamen klingen uns aus dieſer Zeit der neuerwachten klaſſiſchen Bildung entgegen, Töchter der reichen glänzenden Patrizierhäuſer, die Äbtiſſin zu St. Clara, Charitas Pirkheimer und die Hutten krönende Konſtantia Peutinger. Die Frauen des Mittelſtandes, die edlen Frauen auf den Landſitzen und ſelbſt die Fürſtinnen waren zum größten Teil ausgeſchloſſen von dieſem neuen Licht. Das Haus, die Familie war ihre Stätte allein geworden. Der Glanz der Minnezeit war geſchwunden. Unter dem verrohten Adel war nicht ſelten an Stelle des Frauendienſtes brutale Rückſichtsloſigkeit getreten, und in dem nüchternen Bürgertum war kein Platz für höheres Streben der Frauen. Und die Frauen wollten nicht mehr. Die Sehnſucht nach häuslichem Glück war es, die Luther ſo viele begeiſterte Anhängerinnen aus den Klöſtern zuführte und dieſe die zwingenden Feſſeln ſprengen ließ. Dieſe Beſchränkung der Frauen blieb im ſechzehnten und blieb auch im ſiebzehnten Jahrhundert. Reiſende Franzoſen bezeugen, wie Aubery de Maurier in ſeinen Memoiren 1637 für das Leben in den Hanſeſtädten, dieſen Zuſtand der Frauenwelt. Die weibliche Erziehung ward nicht beachtet. Die Mägdleinſchulen, die ſchon ſeit dem Ausgang des Mittelalters exiſtierten, gaben nur die elementarſten Kenntniſſe, wurden auch von den beſſeren Ständen nicht beſucht. Die Mutter war einzig und allein die Erzieherin der Töchter, ein Hauptgrund für die geringe Veränderung in dem Zuſtand weib-

[1]) Vgl. meine Geſchichte des deutſchen Briefes. I, S. 6. 10. 15.

licher Bildung. Dieſer trat ſo mehr und mehr in Gegenſatz zu dem allgemeinen Bildungszuſtand. Für das ſimmer verzwicktere öffentliche Leben konnten die Frauen kein Intereſſe haben; die Gelehrſamkeit war ganz und gar auf dem unglückſeligen Neolatinismus aufgebaut, und nur bei einzelnen Gelehrten wurde es ſpäter Mode, aus ihren Töchtern Wunder linguiſtiſcher Gelehrſamkeit zu züchten; die neue Geſellſchaftsſprache, das Franzöſiſche, war erſt bei einzelnen Fürſtinnen im Gebrauch und wurde erſt gegen Ende des Jahrhunderts allgemeiner von den Frauen gelernt. Und überhaupt läßt die Gedrücktheit des ganzen Lebens, die Verarmung, der Mangel an höheren Intereſſen, die Zurückgezogenheit und Abgeſchloſſenheit der Frauen noch erklärlicher erſcheinen.

Dieſe Abgeſchloſſenheit ergab unzweifelhaft Unbildung, aber ſie war ein Glück für die Frauen. Sie war zunächſt die Schutzwehr dem „Neuen“ gegenüber. Wie gefährlich die Berührung damit war, zeigt die Putz- und Rangſucht der Frauen, die, wie manche Beiſpiele zeigen, verbreitet genug war. Die Brüder reiſten, die Töchter nicht: ſo blieben ſie vor der Ausländerei und Fremdwörterei bewahrt. Kommt in ihren Briefen ganz ausnahmsweiſe ein Fremdwort vor, ſo ſieht es aus, wie dies: „Supligatzion.“ Von dem in nichtigen Formalitäten aufgegangenen öffentlichen Leben waren ſie entfernt, darum auch nicht verknöchert. Das zurückgezogene Leben läßt ſie nicht mit den neu aufgekommenen Manieren der Höflichkeit bekannt werden; den Frauen allein gehen ſie nicht von der Hand. So halten ſie den Männern gegenüber das gute Alte aufrecht. 1619 ſchreibt Anna Marie Roſenberger an Lukas Friedrich Behaim: „Bin ſo mißtrayig nicht. Ich bin noch auß der alten welt, es iſt nur die ney welt ſo ferderb.“ — Und mit der mangelhaften Bildung iſt ein weiterer Schatz verbunden. Die Erziehung durch die Mutter, das häusliche Leben ließ ihnen ihr Gemüt, tiefe Frömmigkeit, Natürlichkeit, die oft Derbheit wurde, Fröhlichkeit und geſunden Mutterwitz. Die Frauen retteten das Gute durch dieſe ſchlimmen Zeiten hindurch, bis es im achtzehnten Jahrhundert herrlich emporſtieg.

So ſind die unförmlichen Weiberſchreiben einerſeits erklärt

und andererſeits in ihrem Wert erkannt. Einzelne Beiſpiele mögen jetzt folgen, zunächſt aus dem Bürgerſtande. Die weiblichen Angehörigen des Behaimſchen Hauſes[1]) im ſiebzehnten Jahrhundert ſollen uns Zeugen ſein. Da ſind zunächſt die älteren Frauen, welche noch ganz die Art des ſechzehnten Jahrhunderts bewahrt haben. Reizende, erquickend natürliche Briefe an den jungen Lukas Friedrich Behaim ſtammen von ſeiner friſchen Muhme Magdalene Baumgartner; liebevolle, aber ungeſchickte und unbeholfene Briefe von der Mutter. Lukas Friedrich wird junger Ehemann: des jungen Weibes Briefe an ihn bewahren dieſelbe naive Art. Wie formelhaft, aber wie wahr und natürlich klingt der Schluß eines Briefes:[2]) „Merres nichs dan ſey von mier, hertzlieber taußentſchatz neben den kindterlein zu viel daußentmal dauſent fleißig vnd freindtlich ge(g)rieſt vnd Gott in ſein Allmechtigen ſchutz beſollen. . . . Dein liebes getreues weib weil ich leb Anna Maria Lucas Friedrich Behambin.“ Und eine neue Generation wächſt heran. Anna Maria ſchreibt Briefe an den Sohn Hans Jakob, der Soldat geworden iſt; ganz ſo natürlich, wie früher, genau wie ſie ſpricht: „Halt Dich halt ſo knau alls es ſein kan,“ heißt es einmal; ihre Briefe nennt ſie „mein dreihertzigen vnd mieterlichen ſchreiben.“[3]) Wie die Mutter ſind die Töchter. An den immer lockerer werdenden Bruder ſchreibt die verheiratete Schweſter, Anna Sabina Harsdörffer:[4]) „ich hab nicht vndterlaßen können, dich mit einem brifflein zu beſuchen vnd zu berichten, wie frembt es mir für komt, daß du in deß brudter fritzen ſeinem ſchreiben dich ſo erbärmlich beklagſt, daß du ſeiſt von vatter vnd mutter verlaſſen: ja es gehe dir wie dem verlohrnem ſohn! Waß darſß den der exempel? ich mein, du könnſt deine noht woll anderſt klagen . . . . du mußt nicht denken, daß wir hie im roſengarten ſitzen; wir müſſen vnß alle behelfen; der vatter ſelbſt bricht im offt was ab . . . . ich bitt dich vmb gotts willen, ſchreib halt

[1]) Nach dem Briefwechſel des Lukas Friedrich Behaim und Hans Jakob Behaim im Germaniſchen Muſeum.

[2]) 14. April 1622.

[3]) 28. Juli 1642.

[4]) 3. Auguſt 1643.

nicht ſo loß: du betrübſt den vatter ſchröcklich da mit vnd machſt dein handtel nur erger."

In dieſen Frauen ſteckt noch der fromme Familiengeiſt der Reformationszeit. Einmal ſchreibt die Mutter an Hans Jakob:[1] „Ich ſchließ dich allezeitt fleißig in mein gebett ein ... Gott mit vns, ſo kan nichts wieder vns ſein."

Doch zu der alten Art gehört nicht allein Natürlichkeit, Volkstümlichkeit und Frömmigkeit: es waren immer auch fröhliche Leute geweſen.

Was wir in dieſem ganzen elenden Säkulum vermiſſen, echter, rechter Humor, bei den Frauen iſt er geblieben. Des Soldat ſpielenden Hans Jakob Behaim Schweſter iſt dafür eine rechte Repräſentantin. In ihr iſt der Geiſt ihrer Ureltern, der Humor Luthers, in ihr iſt der Humor, den Albrecht Achilles an ſeiner Gemahlin Anna ſo ſehr liebt.

Sie wünſcht den Bruder nach Hauſe zurück,[2] „den mir es langweilig vor kommt, daß ich daß kindt klein zu hauß ſein ſoll." Aber der Bruder kann die Suſanne auch nicht vergeſſen und ſehnt ſich nach ihren Briefen. In der Nachſchrift zu einem Schreiben, das ganz außergewöhnlich natürlich und hübſch iſt, beklagt er ſich beim Vater:[3] „Mich wundert, daß mein Schweſter Suſanna, welcher alles, was bey uns vorlauffet, bekant, ihren Bruder die Mucken auß dem Kopf zu treiben, nicht eine Kuehaut vol Neuer Zeitungen, der Hochzeiten vnd anders mehr was zu Zeiten dolles mit ihr vorgehet, berichtet; wil nicht hoffen, daß ſie die gedancken nach einem Man alſo vergeſſen machen oder daß ſie alß eine außgemeſte ganß zu hauß ſitzet vnd nicht vnder die Leudt kompt, villeicht auß forchten, ſie möchte (weillen der Ber ſo glein) verlohren werden. Nuhn dem ſey wie ihm wol, ſo iſt mein begeren, ſie wolle nicht vnderlaſſen, ein fleißig zeitung Schreiber hinführo zu ſein, weilen ich auch Sonſten ihre Schöne hand vnd Wunder vbergroße Complementa, die ſie im Schreiben gebrauchet, gern einſten ſehen möchte."

Aber „Suſanna Behaim die kleinen" willfahrt ihm nicht

---

[1]) 9. Januar 1645.
[2]) 2./12. November 1642.
[3]) 4. Dezember 1644.

ganz, ſie ſchreibt in Bezug auf die Kuhhaut von Neuigkeiten, „daß ich dir nit ein flöh haut voll wüſt (wüßte) zu machen, deßwegen du der meinung Eben biſt, ich werdt zu hauß alß ein eingeſtellter ganß bleiben.“ Und zum Dank für ſeine ironiſchen Bemerkungen über die „ſchöne Hand und wunder übergroße Complimente“ teilt ſie ihm wenigſtens als Neuigkeit mit, „das dißer Zeit auff fernen landen her bericht iſt worden, waß maßen hanß Jakob Behaim diß Namen der von perſon klein, aber wegen ſeiner hohen thaten vnd vortreflichen geſchücklichkeit zu einen groſſen vnd weit berühmten man dorffte werden, welcheß ich mir zum troſt dienen laſſe.“

Die Schilderung des Bruders und die eigenen wenigen Worte der Suſanne laſſen das Mädchen in ihrer ganzen friſchen und herzlichen Natürlichkeit vor uns erſcheinen.

Dreißig Jahre ſpäter haben ſich die Briefe der Bürgerfrauen noch nicht verändert, ſo wenig als ihre Verfaſſerinnen. Aus einem Briefe der Schweſter Leibnizens, der Frau Anna Katharina Löffler in Leipzig, an dieſen ſelbſt vom 12. Januar 1672 mag eine Stelle angeführt ſein:[1]) „Es war neulich in zeidungen von franckford geſchriben, daß von Meintz die Evangeliſchen undt auch die Juden weg ſolten. Lieber Bruder, nim dich in acht, wenn dir die leude dort etwan nicht gud weren, daß du bey dem Curfürſten wolgehört wirſt, günden dirs alſo nicht und ſugen, wie ſie dir waß in einem ſiebgen beybrechten. Lieber bruder, ich meine es von hertzen gudt mit dir und wohlte nicht gerne, daß du zu ſchaden kommeſt, zumahl weil wir zwey eintzige geſchwiſter zuſammen ſind.“ Man kann dieſe natürliche Weiſe, ſich zu geben, nicht recht ſchätzen, wenn man ſich nicht daneben der künſtlichen und unnatürlichen Formen erinnert, in denen ſich der Verkehr der Männer, auch der nächſten Verwandten, bewegte. Man wird dann gern weibliches Ungeſchick und falſche Orthographie in den Kauf nehmen. Und wenn man die entſetzlichen Phraſen und Bilder kennt, in denen man ſich bei Unglücks- und Todesfällen erging, wird man auch folgendes ſchlecht geſchriebene

[1]) Leibniz' Werke. Ausgabe von O. Klopp. Erſte Reihe, 3. Band S. XI.

Brieflein einer Stettinerin, der G. E. Colbergin, aus der letzten Zeit des Jahrhunderts, 1698,[1]) würdigen: „Wol Edeler, Wol Gelartter, HochgeEhrtter Herr Schwager. Deßen letzteres ſchreyben habe ich aber mal Erhalten und vor großer beſtürzung kaum leßen konnen, indem ich noch allezeit gehoſet, Es werde der högſte Meinen lieben Bruder die hilf ſeiner genehßung wiederfarren laſſen vnd das weklagen ſeiner Eheliebſten vnd Kleinen Kindern ſchig (ſich) erbarmen: aber gott hat ihn lieber gehabt als wir Menſchen; des wehgen hat er ihn in die Ehwiege freyde zu ſchig gezogen vnd uns in die greſte betribnis des hertzens geſedtzet" u. ſ. w.

In den höheren und höchſten Kreiſen findet man, trotzdem der Einfluß der neuen Sitten auf die Frauen weit ſtärker iſt, im großen und ganzen dieſelbe Erſcheinung. Ein Brief einer adligen Frau, der Frau Hedwiga Schalkowsky, geborenen Pückler, an ihren Bruder vom Jahre 1610 iſt charakteriſtiſch für die beſchränkte Naivetät dieſer Frauen: „Herzlieber Herr Bruder", heißt es da, — die „haarſträubende" Schreibart iſt von dem Herausgeber[2]) moderniſiert — „es iſt ein altes Sprichwort: einer ſchwangern Frau ſteht das Grab immer offen; und ich auch jetzt mit ſchwerem Leibe bin, ſo habe ich jetzt meine beſten Sachen zu meiner Schweſter nach Leſchna bracht. Aber das Wenige was ich habe, wollte ich doch Keinem lieber gönnen, als des Herrn Brudern ſeinen Kindern." Und nachdem ſie eine Art Teſtament aufgeſetzt hat, fährt ſie fort: „Ich bitte, Ihr wollet es mir nicht für übel haben, daß ich dieſes nach meiner Einfalt geſchrieben habe." Gebildeter, aber doch von reizender Natürlichkeit ſind die Briefe einer Frau von Ilten, der Gattin des hannöverſchen Staatsmannes Jobſt Hermann von Ilten, aus den letzten Jahren des Jahrhunderts. Der Brief, in dem ſie dieſem den Tod ihres Bruders mitteilt, iſt ein rechtes Beiſpiel.[3]) Nach der franzöſiſchen Anrede, die damals nun einmal in vornehmen Kreiſen gebräuchlich war, beginnt ſie: „Ach, mein

[1]) Vitae Pomeranorum auf der Greifswalder Univerſitätsbibliothek. Vol. 6.

[2]) Zeitſchr. f. d. Geſch. Schleſiens VII, S. 281 f.

[3]) Zeitſchr. d. hiſtor. Vereins f. Niederſachſen. Jahrg. 1879, S. 251.

Hertzens-Mann, es wirdt mir ſchwer, die fehder vor diesmahl zu gebrauchen." In herzlicher und inniger Weiſe klagt ſie dann um den Bruder und ſchließt ſehnſüchtig: „Ach, ich hoffe, ihr kombt bald hie, werdet hie aber ſchlechte freude finden. Von Hertzen eure getreweſte Dienerin H. L. v. Ilten."

Bei einem Teil der adligen Frauen, wie eben bei dieſer, noch mehr aber bei den Fürſtinnen findet man nun allerdings ſchon ſeit dem Anfang des Jahrhunderts, wie es ja durchaus erklärlich iſt, eine andere Bildung. Frankreichs Einfluß äußert ſich bei ihnen namentlich in dem Gebrauch oder wenigſtens der Kenntnis der franzöſiſchen Sprache. Fremdwörter kommen häufiger vor, daneben franzöſiſche Floskeln. Dorothea von Sachſen ſchließt 1635 einen Brief an Arnim:[1]) „Recommendire mich hiermit zu ſeiner beharrlichen Affection. Ich werde erſterben Seine ganz gnädige Frau Dorothée." Auch die Höflichkeit der neuen Zeit iſt, wie dies Beiſpiel zeigt, ihnen nicht mehr unbekannt. Einzelne Fürſtinnen, wie Eliſabeth von der Pfalz, des engliſchen Jakob Tochter, ſchreiben überhaupt franzöſiſche Briefe. Dieſer Eliſabeth Tochter wieder iſt Descartes' Freundin; ſie zeigt ſchon das ſich immer mehr belebende Intereſſe für die Wiſſenſchaft.

Aber ſo wenig die Fürſtinnen es waren, welche die Sittenloſigkeit und die verſchwenderiſche Luxuswirtſchaft einführten oder begünſtigten, ſo ungemein gering die Beiſpiele ſind, welche fürſtliche Frauen ſo liederlich und gemein zeigen, wie ihre Gebieter:[2]) ſo wenig ſind ſie auch dem ausländiſchen Weſen erlegen. Sie allein behalten die alte Familienart, die in ihrer Bürgerlichkeit oft hausbacken erſcheint, die volksthümliche Originalität, Derbheit und Natürlichkeit auch unter den Höflingen. Da iſt die Herzogin Anna Eleonore von Braunſchweig-Lüneburg, eine geborene Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt.

Aus ihren Briefen an die Brüder des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, um 1650 herum,[3]) mögen einige Stellen hier ſtehen: „Mein Kinder anlangt, das ſie nicht heyrathen, iſt mir

[1]) Kirchner, Das Schloß Boytzenburg S. 285.
[2]) Biedermann, Deutſchland im 18. Jahrhundert II, 1. S. 96 ff.
[3]) Publikationen a. d. Preuß. Staatsarchiven. Bd. 20, S. 714 ff.

ein rechter braſt." — „Ach die Kinder die vexiren Ein wohl, ich befint auch wohl Mein theill. In dem allen iſt es das beſte, das man Gott alles heim gibtt, Er wirts alles zum beſten ſchicken. Er hutt vndt wacht Steht alles in ſeiner Macht." — „Chriſtian Ludwig iſt wieder vnpaß geweſen, iſt mir nicht wohl darbey. Got Erhalt ihn und laß ihn doch noch lang leben. Das Drunkelchen iſt ihm Noch ſo lieb vnd wen er dem zu viell thutt, wirt er krang darvon, bekombt alß dan die herzkolk vndt die ſcherz nicht." — „Ich wünſche, daß Euch Mein Georg Wilhelm antreffen möge in geſundheit vndt aller Vergnugung, wollt Got ich wehr itzunt an ſein Plaz oder kont mich ein wenig in Piepſak Steken." — „Nun muß ich Euch ſagen, daß Friz Mein Sohn ſo Mechtig dick iſt, daß ich es nicht Sagen kan, iſt noch kleiner als C. L. vnd G. W. ich hab mich davor verſchrekett, ſonſt iſt Er gutt gnug, aber das Aug, wie man ſagt, mag auch gern was haben, wen ich Ein freulein wehr, ich Nem ihn gar ſchwerlich."

Da iſt vor allen der pfälziſche Fürſtinnenkreis, deſſen männlicher Mittelpunkt Karl Ludwig iſt. Zwar ſeine erſte Gemahlin, die Kurfürſtin Charlotte, ragt gar nicht hervor. Sie repräſentiert jene in franzöſiſcher Weiſe erzogenen Fürſtinnen von mittelmäßigem Geiſte, die deutſch zu fühlen ziemlich verlernt haben. Ihre deutſchen Briefe ſind höflich, ohne Natürlichkeit, ohne Gemüt geſchrieben und wimmeln von franzöſiſchen Worten. Sie zeigen ſo recht den Unterſchied zwiſchen dem bürgerlichen Weſen der Mehrzahl hochgeſtellter Frauen[1]) und der kalten, launenhaften und vergnügungsſüchtigen, dem Weſen der Zeit mehr entſprechenden Art dieſer Fürſtin.

Ihre Nebenbuhlerin, die ſpätere Gemahlin des Kurfürſten, die Raugräfin Luiſe, eine geborene Gräfin von Degenfeld, hat, trotzdem ſie die neue Weltbildung genoſſen hat, mehr von der alten Art. Ein Freudenleben führte die ſanftmütige Frau nicht. So waren ihr die Kinder in ihrer Zurückgezogenheit Alles. Ihre mütterlichen Briefe ſind auch am ſchönſten. Neben den franzöſiſchen Worten kommen da auch volkstümliche Redensarten,

[1]) Biedermann a. a. O. II, 1. S. 97.

wie „will ich Euch braff blatſchen vor Ewere nachläſſigkeit“,[1]) ja Derbheiten vor, wie „daß iſt ein brif von lautter ſtaats-ſachen, braucht in an gewiſem ohrt! meritirts!“[2]) In den Briefen an den Gatten iſt ſie formeller, als Liebende wie als Leidende. „Das iſt meiner ohnberedtſamkeit leider ſchuld, daß ich mich nicht woll explicieren kann“,[3]) klagt ſie in einem Briefe an Karl Ludwig. — Noch zwei bedeutende Frauen gehören dieſem Kreiſe an: Sophie, die ſpätere Kurfürſtin von Hannover, die Schweſter Karl Ludwigs, und Liſelotte, die nachmalige Herzogin von Orleans, ſeine Tochter. — Sophie iſt ſchon eine Fürſtin nach dem Herzen des achtzehnten Jahrhunderts. Ganz franzöſiſch erzogen, hochgebildet, geiſtreich — geiſtreich, eine ganz neue Eigenſchaft für die deutſche Frau — aber auch ebenſo wie ihre Tochter Sophie Charlotte von Preußen nicht frei von ſchlechten Sitten. Sie iſt gereiſt und kennt die Welt: ausländiſches Weſen macht ſich bei ihr daher ſtärker geltend. Ihre ausgedehnte und intereſſante Korreſpondenz iſt größtenteils franzöſiſch. Sie liebt geiſtreiche Unterhaltung. An ihren Bruder ſchreibt ſie einmal: „Voicy une lettre bien stilisée, c'est que je n'ay point recue de vos lettres cette semaine pour m'inspirer de l'esprit et je ne voys que des gens fort stupides. Sie iſt die Freundin und Korreſpondentin des großen Leibniz und zeigt ein großes Intereſſe für die Wiſſenſchaft. Aber in den deutſchen Briefen an ihre Verwandten, die freilich arg mit Fremdwörtern durchſetzt ſind, zeigt ſie doch durch ihre natürliche, von jedem Ceremoniell freie,[4]) volkstümliche[5]) und oft draſtiſche Weiſe die Verwandtſchaft mit dem Geiſte, der die Frauenwelt in Deutſchland bisher beſeelte. Noch mehr iſt das bei ihrer Nichte Liſe Lotte von der Pfalz der Fall.

---

[1]) Bibl. d. litter. Vereins. Bd. 167, S. 266.

[2]) Ebend. S. 453.

[3]) Ebend. S. 430.

[4]) Wie ſie ſich unterſchreibt als „ihnen allen ergebene ohne complementen Sophie Courfürſtin“ (Publik. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 37, S. 114), ſo bittet ſie auch die Verwandten: „Schreibet mir doch auch ohne complement“ (Ebenda S. 24).

[5]) Sie führt gern volkstümliche Redensarten, Lieder und Sprüchwörter, wenn ſie auch derb ſind, an, z. B. Publikationen Bd. 26, S. 184; Bd. 37,

Liſe Lotte's treffliche Eigenſchaften, die volkstümliche Originalität, ihre heitere und herzliche Natürlichkeit ſind aus ihren Briefen bekannt und berühmt. Uns bietet ſie ein doppeltes Intereſſe. Sie liefert zunächſt den ſchlagendſten Beweis für die Tradition jenes von uns geſchilderten deutſchen Frauengeiſtes. Sie ſtirbt 1722 als franzöſiſche Fürſtin. Aber bis zu ihrem Tode hat ſie während eines Lebens inmitten des ſittenloſeſten Pariſer Strudels trotz der franzöſiſchen Erziehung genau jene Denk- und Gefühlsweiſe bewahrt, die wir bisher an der deutſchen Frau beobachtet haben, die ihre Wurzel hatte in dem Familiengeiſte, ihrem häuslich beſchränkten, frommen Sinn und Gemüt. Unter allen ihren Briefen zeigt der folgende kurze an den Raugrafen Karl Ludwig ihr ganzes Weſen faſt am beſten: „Auß meinem bett morgendts umb 10 Uhr. Hertzlieber ſchwartzkopff! es freüdt mich im hertzheüßelle drine, das Du, mein gutter bub, ahnkommen biſt. Keine entſchuldigung! Ihr müßt heüte gegen abendt herkommen, Ihr mögts auch machen, wie Ihr wolt, den es verlangt (mich) gar zu ſehr, Eüch zu ſehen, undt zu ambrassiren; nirgendts, alß hir werdt ich Eüch ſagen, was Ihr zu thun habt."

Aber eine zweite Beobachtung läßt ſich hier machen. Wir haben es mit einer vollendeten Briefſchreiberin zu thun. So viel ſie ſchreibt, ſo gut ſchreibt ſie, wenn auch ihr Deutſch mit Fremdwörtern durchſetzt iſt. Aber, worauf es hier ankommt: der familienhafte, natürliche Zug iſt bei ihr geblieben, aber das alte Ungeſchick iſt geſchwunden. Ihre Briefe werden von den Verwandten bewundert. Briefſchreiben iſt ihr Vergnügen, den ganzen Tag ſitzt ſie am Schreibtiſch und plaudert und plaudert. Hier darf ich noch einmal der franzöſiſchen Frauen gedenken. St. Beuve macht die richtige Bemerkung, daß in der Epoche Louis XIV. alle Frauen von Welt avec un charme ſchreiben, qu'elles ont toutes le don de l'expression et que M'me de Sévigné n'est que la première dans une élite nom-

S. 72, 144, 242, gebraucht volkstümliche Wendungen, Bd. 37, S. 256 („da doch viele die finger nach werden lecken"). Volkstümlich-humorvoll klingt auch eine Wendung, die auch Luther einmal ähnlich braucht (vgl. meine Geſch. d. d. Briefes I, S. 115): „Ich werde in wenig dagen in das 76. jhar tretten, das iſt eine krankheit ohne hülf" (Publik. Bd. 37, S. 288).

breuse. Das finden wir jetzt auch bei Liſe Lotte. Auch die „unförmlichen Weiberſchreiben“ hatten für uns Reiz, aber als Zeichen einer tüchtigen und unverdorbenen Natur. Jetzt beginnt die Fähigkeit, im Brief anmutig zu plaudern und für Gefühle nicht nur einen naiven, ſondern einen ſchönen Ausdruck zu finden, auch bei den deutſchen Frauen. Es iſt nicht mehr ſo lange hin bis zu Frau Luiſe Adelgunde Victoria Gottſched.

Der bisherige Zuſtand der Frauen hat ſich doch gegen Ende des Jahrhunderts in mehrfacher Richtung geändert. Abgeſehen von dem mehr und mehr ſich geltend machenden ſchlechten Einfluß der Höfe auf die vornehmen Frauen, worüber ſchon gehandelt iſt, finden wir doch auch ſonſt Erſcheinungen, die auf ein Heraustreten aus der bisherigen Abgeſchloſſenheit deuten. Die Litteratur zeugt zunächſt davon. Die erſte Hälfte des Jahrhunderts zeigt ſo gut wie gar keine Frauennamen von litterariſcher Bedeutung. Es wäre auch nach unſerer Schilderung des Zuſtandes der Frauenwelt das Gegenteil auffällig. Das ändert ſich in der zweiten Hälfte. Wie wir zunächſt bei vornehmen Frauen vermöge der genoſſenen Bildung oft ein lebhaftes Intereſſe für Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit gefunden haben, ſo finden wir auch ein unglaubliches Anwachſen des weiblichen Anteils an der Litteratur, namentlich an der Dichtkunſt. Aber auch die reine Gelehrſamkeit begann unter den Frauen immer mehr Anhängerinnen zu werben. Zu keiner Zeit — von der Gegenwart abgeſehen — hat es mehr gelehrte Frauenzimmer gegeben als damals.[1]) Jene männlichen Verfechter der Frauenrechte, die ſchon im 16. Jahrhundert mit Agrippa von Nettesheim ihre Reihe beginnen, werden jetzt infolge der großen Menge berühmter Weiber ſehr zahlreich. Die um 1700 immer größer werdende Litteratur nach Art jener Büchlein: Bibliothèque des dames, Eröffnetes Cabinet des gelehrten Frauenzimmers, Courieuse Schaubühne durchlauchtigſt Gelehrter Dames zeigt das Intereſſe der Welt an dieſer Erſcheinung und läßt andererſeits die Menge der ſchreibenden Frauen erkennen. Und in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts galt beiſpielsweiſe die Bekannt-

[1]) Hiſtoriſches Taſchenbuch IV. Folge, 2. Jahrgang, S. 70. 83. 96.

ſchaft mit den damaligen philoſophiſchen Streitfragen als notwendig für eine gebildete Frau.

Aber es iſt doch zu bedenken, daß dieſe ganze Strömung mehr Modeſache, als wirklicher Drang war, inſofern auch die große Menge der Frauen wenig berührte. In bürgerlichen Kreiſen war das Haus immer noch der Wirkungskreis der Frauen trotz der litterariſchen Intereſſen, die hier und da weiter beſtanden und in der Blütezeit der Litteratur wieder mehr Geltung gewannen.

Gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts erhebt ſich aber unter den Frauen noch eine andere als dieſe weſentlich intellektuelle Bewegung. Obgleich auch ſie hauptſächlich unter den vornehmen Frauen um ſich greift, ſo zählt ſie doch auch im Mittelſtand zahlreiche Anhängerinnen. Mehr als jene gelehrte Strömung hängt ſie — ich meine die pietiſtiſche Bewegung — mit dem bisherigen Zuſtand und Leben der Frauen zuſammen: denn ſie hat ihre Stätte weſentlich im Gemüt, und ihre Verbreitung läßt ſich gerade aus dem abgeſchloſſenen Leben der Frauen erklären. Wir wiſſen, wie frommer Sinn gerade im Hauſe und namentlich bei den Frauen heimiſch war; wir verſtehen, wie ſich in der ſtillen Häuslichkeit bei den Frauen ein reicheres Gefühlsleben entwickeln konnte, als draußen bei den Männern; wir erkennen, daß die Zuſtände jener Zeit vor allem den Frauen eine ungewiſſe und unbeſtimmte Sehnſucht nach Beſſerem einflößen mußten, eine Sehnſucht, die das damalige, in widerwärtigem polemiſchem Gezänk ſich wohl fühlende Pfaffentum niemals ſtillen konnte. Und wir begreifen ſo, warum Frauen aus allen Ständen den neuen ſtillen Gemeinden ſich begeiſtert anſchloſſen. Von den frommen Grafenhöfen, deren weibliche Angehörige nicht wie ihre katholiſchen Standesgenoſſinnen eine willkommene Zuflucht in den Klöſtern fanden, wenn ihnen das Eheglück nicht beſchieden war, bis zu den kleinen Leuten herab, zu denen die Verkünder der neuen Lehre wie zu ihresgleichen kamen: überall wurden die Frauen zuerſt gewonnen.

Und ſo wurde auch hier die Frau aus ihrem bisherigen Kreiſe geriſſen. Die „Stillen im Lande“ waren es, und in heimlichen Konventikeln mußte man öfter zuſammenkommen:

aber es war doch für die Frauen eine Berührung mit neuen Elementen.

Das iſt es überhaupt, was uns in dem Leben der Frau jetzt als charakteriſtiſch entgegentritt. Die ſtille Zurückgezogenheit hört mehr und mehr auf, und ihr Leben geſtaltet ſich freier. Aber auch jetzt und bis heute vergeſſen ſie nicht, daß ihre Eigenart, ihr Zauber und ihr Glück auf dem Hauſe und der Familie beruht.

Der Hofmeiſter.

In die abſonderliche, vertrackte Welt des Rokoko und die ſteife, nicht minder abſonderliche Welt des Zopfes gehört wie ein unentbehrliches Möbel, wie ein überkommenes Inventarſtück der Hofmeiſter, wie er ſich lieber nennen hört, der adelige Hofmeiſter, der gehudelte, unfreie, ſuperkluge, eingebildete Hofmeiſter. Der heutige Hauslehrer in vornehmen Häuſern, der Kandidat der Theologie oder Philoſophie, iſt der Ausläufer jener Menſchengattung, aber ſeinem Leidensgenoſſen aus der Glanzzeit der ausgeklügelten und bis ins einzelnſte zurechtgeſtutzten Kunſt der Erziehung doch nicht entfernt zu vergleichen. Übrigens dünkte ſich ein Hofmeiſter auch weit mehr als ein gewöhnlicher Hauslehrer, wenngleich ihn die Not auch öfter zwang, ſich mit dieſen untergeordneten Stellen zu begnügen. Die Verfaſſer der zahlreichen Büchelchen, welche von den notwendigen Eigenſchaften eines Hofmeiſters handeln, betonen auch ſehr den „Unterſchied zwiſchen einem hochverſtändigen Hofmeiſter und einem adelichen Präceptor oder Informator, welcher nur die prima principia denen noch zarten Gemüthern beyzubringen hat.“ Cornelius Lindner ſagt darüber:[1]) „Es wird zwar von vielen das Wort Hofmeiſter nicht als etwas beſonders von einem Informatore angeſehen, ſondern an vielen Orten promiscue genommen; jedennoch aber wird billich in Ober-Sachſen und

[1]) Kurtzer, doch nützlicher Unterricht für einen künfftigen Lehr- und Hof-Meiſter S. 218.

im Reiche ein Unterſcheid unter dieſen Perſonen observiret und nach der Frantzöſiſchen Benennung iſt ein Hofmeiſter nichts anders als ein Gouverneur junger Leute.“ Freilich, ſo lange dieſer die Erziehung im Hauſe zu leiten hat, unterſcheidet er ſich wenig von dem Hauslehrer, aber des Hofmeiſters eigentliche Welt iſt das Reiſen „mit jungen Herrn auf Univerſitäten oder ſonſt“. Und der Magiſter Lindner bezeichnet den Hofmeiſter als „eine Perſon, welcher junge Herren anvertrauet werden, ſelbige in die Frembde zu führen, damit ſie daſelbſt unter ſeiner Aufſicht ſich aufhalten und die ihnen nöthige Gelahrtheit und Geſchicklichkeit acquiriren mögen.“[1]) Er hat alſo eigentlich weniger mit der Gelehrſamkeit, als mit dem savoir vivre, savoir faire ſeines Zöglings zu thun, und über deſſen gelehrte Studien nur die Oberaufſicht zu führen oder, mit anderen Worten, er iſt der für einen ungeleckten adligen Bären ausgewählte glückliche oder unglückliche Führer.

Dieſes Bärenführen iſt ein unumgängliches Erfordernis der guten alten Zeit und hängt mit der durchgängigen Bevorzugung der privaten Erziehung zuſammen.

Durchmuſtert man die lange Reihe hervorragender Männer des 16. und 17. Jahrhunderts, ſo wird man eine ungeheure Zahl geweſener Hofmeiſter unter ihnen finden. Mit einiger Übertreibung kann man ſagen: Wer nicht ſo vermögend oder ſo vornehm iſt, in ſeiner Jugend einen Hofmeiſter zu haben, muß ſpäter ſelbſt ein ſolcher werden. Die bekannteren Theologen jener Zeit, Profeſſoren und Prediger, haben zum größten Teil dieſe Lebensſtation durchgemacht, denn zu den Rekruten der Reichstruppe Gottes haben von jeher den größten Prozentſatz die Hungerleider geſtellt. Aber auch die vornehmeren Juriſten ſtellen ihr Kontingent; der ſpätere brandenburgiſche Rat und Reſident Joh. Fr. Cramer, der Staatsrechtslehrer und Hiſtoriograph J. J. Mascov, der Juriſt Chladni, der Profeſſor Joh. Heumann, der Legations- und Hofrat König von Königsthal, der Rat Achenwall mögen erwähnt werden. Außerordentlich zahlreich ſind endlich die früheren Hofmeiſter unter den Größen

[1]) Ebenda S. 222 f.

der ſchönen Litteratur. Aus dem 17. Jahrhundert ſind Schottelius, Sigmund Betulius, der gelehrte Dichter Enoch Gläſer, der ziemlich obſkure Baerholtz, der geiſtliche Dichter Sinold, Joachim Neander, der Romandichter Joachim Meier, G. Mich. Pfefferkorn, Moſcheroſch neben vielen ſimplen Hauslehrern zu nennen. Noch länger wird die Liſte im 18. Jahrhundert. Weniger bekannte Leute wie der Operndichter Joh. Sam. Müller, der Idyllendichter Jac. Fr. Schmidt, Ch. Gottl. Stöckel, der Anakreontiker Ewald, Joh. Fr. Jünger, Horn, Wekhrlin, Wezel und Bekanntere, wie Ch. Fel. Weiße, Gärtner, Gieſeke, Gellert, Gleim, Götz, Chr. G. Heyne, Muſäus, Hamann, Winckelmann, Jung-Stilling, Boie, Voß, Gotter, Leuchſenring, Leopold Wagner, Mendelsſohn, der ſpäter franzöſierte Grimm: alle haben das Hofmeiſterleben gekoſtet, wenn auch nicht alle adlige Hofmeiſter waren. Auch Klopſtock iſt kurze Zeit Erzieher geweſen. Ebenſo waren Kant und Fichte Hofmeiſter. Viele von ihnen waren ſchon als Hofmeiſter litterariſch thätig. Nicht ganz unzutreffend iſt daher ein Wort Friedrichs des Großen, welches, wenn ich nicht irre, lautete: die deutſchen Schriftſteller beſtänden meiſt aus gelehrten Pedanten, Kandidaten der Theologie, Schuſter- und Schneiderſöhnen und — Hofmeiſtern.

Man ſieht, in jener Periode iſt der Hofmeiſter in Deutſchland wie im Auslande eine ſtehende Erſcheinung. Der Biograph des abenteuerlichen Caglioſtro kann zum Beiſpiel eine Zeit lang über ſeinen Helden nichts rechtes ſagen: flugs macht er ihn zum Reiſehofmeiſter. Das leuchtete jedem ein.

Dieſes Hofmeiſtertum entwickelte ſich zu der Bedeutung, wie ſie aus dem eben Geſagten erhellt, erſt im 17. und 18. Jahrhundert. Urſprünglich beſtand die Inſtitution nur bei Fürſten und großen Herren. Dieſer Urſprung prägt ſich auch im Namen aus. Im Mittelalter hat der Hofmeiſter ein wirtſchaftliches Amt, ſeine Bedeutung entſpricht ungefähr unſerem „Hausmarſchall“. Daran müſſen wir — die Stellung der Hofmeiſter des Königs im 15. Jahrhundert als vollkommene Staatsbeamte liegt uns fern — anknüpfen. Der Hofmeiſter eines jungen Fürſten iſt auch in ſpäterer Zeit zunächſt eine Art wirtſchaftlicher Beamter. Er hat die Beſorgung alles deſſen, was für

das Leben und Auftreten des jungen Herrn notwendig iſt, zu veranlaſſen und die Oberleitung des ganzen Haushaltes. Dazu tritt dann — und das iſt für uns weſentlich — auch die Aufſicht über die ganze Lebensführung des Prinzen: inſofern wird er zum Erzieher. Er vereinigt alſo die Thätigkeit eines „Haushofmeiſters", wie wir ihn kennen, mit jener beratenden Einwirkung, die wir noch heutzutage mehr als bei den Oberhofmeiſtern bei den Oberhofmeiſterinnen unſerer Fürſtinnen finden. Mit dem eigentlichen Unterricht hatte alſo der Hofmeiſter eines jungen Fürſten nichts zu thun, nur inſofern, als er für Heranziehung geeigneter Lehrer ſorgte.

Der Hofmeiſter, der einen jungen Fürſten auf die Univerſität begleitet, iſt daher immer ein Adliger, und neben ihm ſtehen die Kammerjunker und unter ihm erſt die Präceptores.

Allmählich machte aber der Adel den großen Herren die Sitte nach. Zunächſt wohl in Frankreich. Die jungen franzöſiſchen Adligen, die deutſche Univerſitäten im 16. Jahrhundert beſuchten, waren regelmäßig von Hofmeiſtern begleitet. Aber auch deutſche Adlige machten es früh nach; 1551 begleitete Martin Cruſius z. B. zwei junge Adlige als Hofmeiſter. Und da in jener Zeit alles, was oben geſchah, mit Begeiſterung nachgeäfft wurde, ſo wurde die Hofmeiſterei ganz allgemein, und eine Reihe Bürger thaten darin wie die Adligen. 1601 begleitete der ſpätere Lübecker Rektor Kirchmann den Lüneburger Bürgermeiſterſohn Witzendorf auf ſeinen Reiſen. Der Name Hofmeiſter gewann dabei jene Bedeutung und Färbung, wie ſie anfangs dargelegt iſt. Oft verſchwammen allerdings die Begriffe Hofmeiſter, Hauslehrer und Erzieher vollſtändig. Die Bezeichnung Hofmeiſter in unſerem Sinn findet ſich übrigens ſchon, freilich nur für großer Herren Kinder, in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts. So 1537 in Lorichius' Werk: „Wie junge furſten vnd großer herrnn kinder rechtſchaffen inſtituirt vnd vnterwieſen mögen werden".[1]) Weſentlich für die ganze Entwickelung des Hofmeiſtertums iſt aber, wie erwähnt, die immer ſtärkere Betonung der privaten Erziehung im 17. und

[1]) In der „Samml. ſelten geworb. pädagog. Schriften" XI, S. 41.

18. Jahrhundert. Locke ſtellt diejenige Erziehung eines jungen Menſchen von gutem Stande als die allein richtige hin, welche im Hauſe vor dem Geſicht des Vaters unter einem guten Hofmeiſter erfolgt. Als Gellert einmal von dem jungen Grafen Brühl hört, daß er nach Abgang ſeines Hofmeiſters „künftig ohne Hofmeiſter leben ſolle," ſchreibt er mahnend der Mutter: „Dieſer letzte Umſtand, Gnädigſte Gräfinn, beunruhigt mich nicht wenig."[1]) „Das Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht," heißt es in Goethes „Dichtung und Wahrheit," „vermehrte ſich von Tage zu Tage." Es war auch für den Adel kaum möglich, ohne Hofmeiſter die ſo erſtrebte feine Kavalierbildung nach franzöſiſchem Muſter, mit der man ſich „in conversation vornehmer oder savanter Leute diſtinguierte", zu erreichen. Für die Kunſt der Erziehung hatte man damals überhaupt das weiteſtgehende Intereſſe; „in einer ſolchen materie zu ſchreiben", war „allezeit à saison und nützlich". Es gab eine Unzahl von Lehr- und Handbüchern, von gelehrten Werken bis zu den von Hofmeiſtern verfaßten Büchlein: „Der Adeliche Hofmeiſter," „Die wohlerzogene Standesperſon," „Der berühmte Hofmeiſter der adelichen Jugend" u. dergl. Daneben fühlten ſich ſonſt Räte, Doktoren, namentlich auch die reſpektiven Väter veranlaßt, ihre Anſichten über Erziehung, die ziemlich ſtereotyp bleiben, in Inſtruktionen und Memorialen feſtzuſtellen. Gellert las ſogar ein Kolleg „von den Eigenſchaften eines Hofmeiſters und der Bildung eines jungen Herzens."[2])

Das Hofmeiſtertum war alſo ein Bedürfnis, und dem entſpricht die Menge der Hofmeiſter und ihre Bedeutung. Lenz wählte daraus den Stoff für eine „Komödie": „Der Hofmeiſter," die man ſogar für ein Werk Goethes hielt; Rabener geißelt den Stand in ſeinen Satiren. Man empfand die Sache allmählich als ein Übel. Schon im 17. Jahrhundert klagten die Leiter der öffentlichen Schulen über deren Entvölkerung. Das wurde aber immer ſchlimmer. 1767 heißt es in Leipziger Schulakten etwas übertrieben, daß ſelbſt „der gemeine Bürger, bis zum Markthelfer, Holzhacker und Tagelöhner herab, weil es aller-

[1]) G. Briefe an Frl. v. Schönfeld, S. 259.
[2]) Briefwechſel mit Dem. Lucius S. 95.

orts Mode worden, einen Hofmeiſter habe."[1]) Freilich heißt es in einer moraliſchen Wochenſchrift: „Beim Bürgerſtande ſind Hofmeiſter nur zum Staate da."[2])

Den meiſten mochte die Hofmeiſterſtelle als eine willkommene Verſorgung erſcheinen; ſo konnte man geduldig beſſerer Zeiten harren. Schon 1643 ſuchte der ehrenfeſte und ſehr angeſehene Nürnberger Patrizier Lukas Friedrich Behaim für ſein Mündel auf dieſe Weiſe eine Unterkunft. Dem Oberſten Thomas Baron du Bleſſel ſchrieb er folgenden Brief, den ich in den Schätzen des Nürnberger Nationalmuſeums fand:

„Hochwohlgeborner Freyherr
gnediger Herr vnd Obriſter

Euer Gnaden verbleiben meine zwar annoch vnbekante, doch vf alle begebenheit gefliſſne Dienſt, beſtem Vermögen nach bevor, Vnd hab ich mich darumb erkhünet, E. Gn. mit dieſem ſchreiben vnterdienſtlich zu behelligen, dieweil Monsieur Geörg Kreblinger mir zu verſtehen gegeben, nachdeme Er von einem Erbaren Rath der Statt Danzig zu deſſen Dienſten in die Canzlei vocirt worden, das alſo dieſelbe wider eines ſeinen Jungen Menſchen zur information E. Gn. lieben jungen Herrſchaft benötigt weren, welcher auch ins künfftig mit denſelben perigrinirn möchte. Wann ich dann meinen Jungen Vettern vnd Pflegſohn, Martin Sigfridt Pfinzing von Henfenfeldt, tutoris nomine, nicht allein von Jugendt auf zu den studijs anweißen laſſen, ſondern Er auch nun in das dritte Jahr ſolche zu Königsberg auf der Churf. Vniversitet exolirt hat, Alſo das ich hoffen wolte, Er zur institution E. Gn. liebſten Jugendt gnugſam vnd bastant ſein ſolte, Solchemnach vnd dieweil bey iezigen Kriegeriſchen leüften, da man das vermögen weder in der Statt noch auf dem landt genieſen kan, Er von ſeiner geliebten Frau Mutter de proprio nicht kann verlegt vnd vnterhalten werden, vnd dahero auß noth vornehmer Herrn dienſt vnd beyhülf ſich gebrauchen muß, Iſt und gelangt an E. Gn. mein vnterdienſtlich bitten, obgedachten meinen Jungen Vettern nicht allein an beſagten Mr. Kreblingers ſtatt vor anderen in gnaden an vnd

[1]) Stephan, Beitr. z. Praxis d. Volksſchulunterrichts im 18. Jahrh. S. 5.
[2]) Der Patriot I, 85.

aufzunehmen, Ihme die Junge Herrſchaft zu vertrauen vnd dabei verſichert zu ſein, das Er in ſolch ſeinem dienſt ſich fleiſig, treü vnd gehorſam, ia alſo erzaigen werde, das E. Gn. nicht allein wol mit Ihme zufriden ſein, ſondern auch ſelbigen mit den Jungen Herren ins künfftig weiter zu verſchicken kein bedenken haben ſollen." ꝛc. ꝛc.

Es waren nicht immer Leute aus ſo gutem Stand, welche augenblickliche Not in die Hofmeiſterſtellen trieb. Viele waren arme Schlucker, die froh ſein mußten, der gnädigen Herrſchaft Brot eſſen zu können. Gewöhnlich waren die Hofmeiſterkandidaten indeſſen Leute, die eben ihre Studien beendet hatten und, wie Chr. Fel. Weiße[1]) von ſich ſagt, „wegen Mangel an nöthigen Unterhaltungsmitteln in großer Verlegenheit" waren. „Stirbt in Copenhagen nicht ein Secretair", ſchreibt der junge Claudius an Gerſtenberg,[2]) „oder braucht nicht ein junger Herr einen Hofmeiſter, mit ihm auf Univerſität zu gehen?" Manche mochten nicht wiſſen, was ſie ſonſt beginnen ſollten. Manche trieb der Gedanke, auf dem Umweg einer Hofmeiſterſtelle durch Liebedienerei zu einer guten Pfarrei gelangen zu können; dieſe alte Sünde tadelt ſchon Lorichius:[3]) „Derhalb muß er all ſein ſin vnd gedanken dahin richten nicht, das er will Präbenden vnd Paſtoreien erlangen oder viel gelts ſammeln". Manche wieder wollten die Welt ſehen; ſo ſagt der Magus aus Norden, Hamann:[4]) „Unterdeſſen hatte mir immer im Sinn gelegen, eine Hofmeiſterſtelle anzunehmen, um Gelegenheit zu finden, und in der Welt meine Freiheit zu verſuchen." Unklare Vorſtellungen machten ſich die meiſten über die zukünftige Herrlichkeit, und der großen Menge ſpricht der Schulmeiſter Wenzeslaus im „Hofmeiſter" von Lenz[5]) aus der Seele: „Nun ja freilich, der Hofmeiſterſtand iſt einer von denen, unus ex his, die alleweile mit Roſen und Lilien überſtreut ſind, und wo einen die Dornen des Lebens nur gar ſelten ſtechen. Denn was hat man zu thun?

[1]) Selbſtbiographie S. 19.
[2]) Ungedr. Jugendbriefe d. Wandsbecker Boten, hersg. v. Redlich S. 8
[3]) a. a. O. S. 6.
[4]) Schriften und Briefe hersg. von Petri Th. I. S. 90.
[5]) Geſ. Schriften hersg. v. Tieck. S. 39.

Man ißt, trinkt, ſchläft, hat für nichts zu ſorgen; ſein gut Glas Wein gewiß, ſeinen Braten täglich, alle Morgen ſeinen Kaffee, Thee, Schokolade, oder was man trinkt, und das geht dann immer ſo fort."

Zu dieſen Herrlichkeiten, die ſich freilich ſehr bald als Trugbilder herausſtellten, ſuchte die Mehrzahl der jungen Leute durch die Gunſt eines beliebigen Profeſſors zu gelangen. Denn an dieſe wandten ſich die hofmeiſterbedürftigen Herrſchaften gewöhnlich. „Ich weiß," ſagt ſo ein fingierter Briefſchreiber bei Rabener,[1]) „in welchem Anſehen Sie in Leipzig ſtehen, und daß Ihr Vorzimmer beſtändig von ſolchen krummgebückten Creaturen voll iſt, welche Hofmeiſterſtellen oder Informationes ſuchen." In der That iſt Leipzig im 18. Jahrhundert der Ort, von dem die meiſten Hofmeiſter ausgingen. Namentlich der gute Gellert, wie früher A. H. Francke in Halle für den pietiſtiſchen Adel und ſpäter Chr. Fel. Weiße[2]), hatte nach Jean Pauls Ausdruck „dieſes Patronatrecht, Hofmeiſterſtuben zu beſetzen."

War nun ſo ein junger Mann glücklich in den Beſitz einer Hofmeiſterſtelle gelangt, ſo zeigte ſich dieſe ſofort von einer Seite, an die er bisher nach Jugendart nicht gedacht hatte. Mit der Stelle waren Anforderungen verbunden, die nichts weniger als einfach waren. Der Satiriker Neukirch hat ſie in Reime gebracht:

Man ſuchet einen Mann, der in der Welt geweſen,
Der ſeine Weisheit nicht darf aus den Büchern leſen,
Der, was der Spanier und der Toskaner ſagt,
Und was der Britte ſpricht und der Franzoſe fragt,
Bis auf den Grund verſteht, geübt, nach Kunſt zu ſingen,
Mit Fechten umzugehn, nach der Cadenz zu ſpringen,
Bei fremden Wirten ſich durch Witz bekannt gemacht
Und ſieben Graſen ſchon halb durch die Welt gebracht.

Schon die Eigenſchaft, die nach Locke für den adeligen Hofmeiſter am nötigſten iſt, „daß er ſelbſt wohlerzogen ſei, daß er zu leben wiſſe, daß er die Welt wohl kenne", war bei wenigen nur, am eheſten noch bei den älteren Hofmeiſtern, denen das Bärenführen zur zweiten Natur geworden war, zu finden. Lieſt

[1]) Satiren III. Teil S. 18.
[2]) Vgl. Stephan in Zeitſchr. f. deutſch. Kulturgeſch. N. F. I, S. 306.

man aber den „Adelichen Hofmeiſter“ und ähnliche Büchlein, ſo begegnet man nach Art jener Zeit der albernſten Anhäufung von allen möglichen moraliſchen und intellektuellen Anforderungen. Zunächſt ſoll er „die Tugend zur Saugamme haben“, fromm, gerecht, ehrlich, liberal, mäßig (in den verſchiedenſten Beziehungen), ſanftmütig, geduldig ſein.

Weiter muß er dann „mit Erudition und Wiſſenſchaften ſonderlich ausgezieret ſeyn“, ein guter Theolog, ein guter Politikus, ein guter Hiſtorikus und Geograph, ein Kenner der Genealogie, ein trefflicher Philoſoph und Mathematiker ſein, endlich die Sprachen, „nicht eben Syriſch, Arabiſch, Hebräiſch, Griechiſch, aber doch Lateiniſch, Franzöſiſch und Italieniſch“ kennen, damit ſein Zögling lernt, überall mitzureden. Die Kenntnis der ſchönen Litteratur und die Kunſt, die damals viel galt, „zierliche Briefe zu ſchreiben“, ſind für ihn nicht minder notwendig. Andererſeits darf er wieder kein Pedant, ſondern muß ein galant-homme ſein; denn darauf kommt es, wie erwähnt, bei den eigentlichen Hofmeiſtern ja beſonders an. Untadelige Conduite, muſterhaftes Benehmen, alle geſellſchaftlichen Talente — z. B. muß er tranchieren können — müſſen ihm eigen ſein. Er muß eine „gute taille haben“. Und die Liſte des Notwendigen iſt noch nicht zu Ende. Er ſoll ein Mann von trefflichen „Leibesqualitäten“, muß geſund und darf nicht häßlich ſein und ſoll ein wohlklingendes Organ haben. Iſt er nun auch noch muſikaliſch, kann er „Tanzen, Fechten, Reiten, Voltigieren, Ballſchlagen, Fahnenſchwingen und dergleichen,“ ſo darf er den Anſpruch erheben, ein vollendeter Hofmeiſter zu ſein.[1])

Daß alle dieſe Forderungen der kleinen ſchweinsledernen Bücher nur pia desideria waren, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Die Verfaſſer ſind ſich deſſen auch bewußt und wollen „nur ein Muſter eines rechtſchaffenen Hofmeiſters vorſtellen“. Aber es iſt nichts ſo unvernünftig, daß es nicht möglich ſein ſollte. Daß der Hofmeiſter zum Beiſpiel zugleich Tanzlehrer ſein müßte, galt manchen als ſelbſtverſtändlich, wenn auch andere nicht

[1]) Vgl. weiter die von Stephan angeführte ſatiriſche Anzeige aus „dem Einſiedler“. Z. f. d. K. G. I, 309 f.

ſolche Anforderungen ſtellten. So finde ich an dem Rande einer auf der Univerſitäts-Bibliothek zu Greifswald befindlichen, von Johann Böttticher herſtammenden Abſchrift eines Methodus studiorum, den 1718 ein Rat von Jäger ausgearbeitet hatte, bei dieſer Tanzfrage bemerkt: „Ob man compendii gratia dieſe fonction zugleich dem ſogenannten Hofmeiſter ſol auftragen, weiß ich, daß wenige in affirmativam incliniren.“ Immerhin „inclinirten“ noch genug: Rabener ſpottet darüber, und auch im Lenzſchen Hofmeiſter muß Läuffer ſeine Tanzkünſte zeigen. Rabener ſpottet aber, daß viele noch weiter gehen und von dem unglücklichen Menſchen „über die Wiſſenſchaften alle mögliche Handdienſte fordern, und es gern ſähen, wenn er Hofmeiſter und Perükenmacher, und Hausvoigt, und Kornſchreiber zugleich wäre“.[1]) Ähnlich meint der gelehrte Büſching,[2]) da er erzählt, wie er als Hofmeiſter bei dem Grafen von Lynar auch mit den kleinen Enkeln geſpielt und einem, dem Prinzen Heinrich XXXVII. Reuß, das Gehen gelehrt habe, ſcherzhaft: „Von den alten ſieben freyen Künſten eines Magiſters iſt eine und die andere aus der Mode gekommen, an deren Statt man andere ſetzen muß“. — Büſching hatte es aber bei weitem nicht ſo ſchlecht. Sein Zögling hatte ſowohl einen beſonderen franzöſiſchen Sprachmeiſter wie einen Tanzmeiſter. Und ſo war es bei den meiſten vornehmen Familien Brauch.

Wie ſtanden nun zu dieſen hochgeſpannten Anforderungen die Hofmeiſter? Daß ſie niemand erfüllen konnte, iſt klar. Aber die meiſten dachten überhaupt nicht daran, die Sache beſonders ernſt zu nehmen, ſondern machten ſich wenig Kopfzerbrechens und bemühten ſich, möglichſt wenig ſich um das anvertraute „Erziehungsſubſtrat“ zu kümmern. Hamann folgte bei dem General v. Witten zwei Hofmeiſtern, „davon der eine ein Windbeutel und roher Menſch, und der andere ein ſeichter Kopf geweſen war.“[3]) Auf den Univerſitäten, den eigentlichen Hofmeiſterparadieſen, war ihnen, wie wir ſpäter ſehen werden, der an-

[1]) a. a. O. S. 14.
[2]) Beiträge zu der Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen VI, S. 129.
[3]) Gildemeiſter, Hamanns Leben und Schriften I, S. 51.

vertraute junge Herr nur eine unangenehme Zugabe. Überall vernimmt man daher Klagen.

Schon recht früh und ſelbſt über die prinzlichen Hofmeiſter ertönen ſolche. So ſchreibt Liſe Lotte von Orleans, daß der alte Kurfürſt von der Pfalz oft geſagt habe, „daß das Geſchlecht von den gutten hoffmeiſter undt hoffmeiſterinnen gantz außgeſtorben ſey.“ [1])

Aber wenn die eine Partei, die Eltern und Verwandten, jammerte, ſo klagte die andere, die Hofmeiſter, Stein und Bein. Die einen mit Recht, und die anderen nicht mit Unrecht. Gerade die tüchtigſten Hofmeiſter fühlten ſich oft kreuzunglücklich. Boie ſchreibt in dieſer Zeit traurige Briefe an ſeine Eltern und Freunde, Gotter tröſtet, ihm ſei es nicht beſſer gegangen, und meint mit Bezug darauf, daß Boie unluſtig ſeine Stelle niedergelegt hatte: „Artig iſt es doch, daß wir beyde zu gleicher Zeit unſrer Bürde entledigt worden ſind. Finbeiſen ging mit ſeinem Beiſpiele voran, der Genius, der ihn erlößte, kam hierauf zu mir, und ſo weiter. Wir ſind doch nicht vielleicht alle drey unter einem Geſtirne gebohren — ſonſt wollen wir dieſem Planeten die Eigenſchaft hinzuſetzen laſſen: iſt den Hofmeiſtern mißgünſtig.“ [2])

Solche Klagen waren nicht ohne Grund. Denn die Behandlung der Hofmeiſter war gewöhnlich recht ſchlecht, und überall hatten ſie mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Gemeinhin ſah der Vornehme ſie als Bediente „und, wenn er recht artig denkt, als die Vornehmſten ſeiner Bedienten“ an. Der Kanzler Eſaias Pufendorf ſchließt die Inſtruktion für ſeinen Hofmeiſter mit dem Bemerken, daß er nicht geſtatten werde, daß ihm einige moleste von meinen andern bedienten und geſinde zugefügt werde“. „Ihr beklagt euch ſo viel übern Adel,“ ſagt der Geheimrat bei Lenz, [3]) „und über ſeinen Stolz, die Leute ſäh'n Hofmeiſter wie Domeſtiken an, Narren! was ſind ſie denn anders? Stehen ſie nicht in Lohn und Brod bei ihnen wie jene? Aber wer heißt euch ihren Stolz nähren?

[1]) Bibl. d. litt. Vereins Bd. 107, S. 504.
[2]) Weinhold, H. Chr. Boie S. 24.
[3]) a. a. O. S. 17.

Wer heißt euch Domeſtiken werden, wenn ihr was gelernt habt, und einem ſtarrköpfiſchen Edelmann zinsbar werden, der ſein Tage von ſeinen Hausgenoſſen nichts anders gewohnt war, als ſklaviſche Unterwürfigkeit?" Recht ſchön und wahr! Aber ein ſchlechter Troſt! Und überdies ſpricht hier weniger der Geheimrat, als Lenz ſelbſt, und durch Lenz die neue Zeit, die ſich grollend ankündigt! Ach, viele waren gar nicht ſo ſtolz, ſie hatten meiſt Bedientenſeelen, alſo mochten ſie auch unter den Bedientenſeelen rangieren, wenn ſie ſonſt gut behandelt und — bezahlt wurden.

Doch die Beſoldung war auch nicht immer glänzend. Das waren ſeltene Stellen, wie die des Hofmeiſters Le Roi beim Grafen Schuwalow. „Er hatte," erzählt Büſching,[1]) „um dieſer Stelle willen, die ihm jährlich tauſend Rubel baaren Gehalt einbrachte, ſein Profeſſorat niedergeleget, war aber ein Sklave." Durchſchnittsgehalt war vielmehr höchſtens die Summe, die Büſching erhielt, 100 Thaler. Anfangs bezog er nur 80, „denn mehr war damals (1748) an den gräflichen Höfen dieſer Gegend (Thüringen) nicht gewöhnlich." In Niederdeutſchland, wo der Adel ſtärker ſaß, und die Univerſitäten ſpärlich waren, ſtand es beſſer, als in Ober-Sachſen. Doch wurden dort um 1720 auch nicht mehr als 50—60 Thaler gegeben (in Ober-Sachſen und im Reiche 20–30). „Mancher meinet," heißt es im „Adelichen Hofmeiſter",[2]) „er thue ein großes, wenn er 50, 60, oder endlich wohl 100 Thlr. jährlich dem Hofemeiſter zur Beſoldung gebe." Daß dies nicht pro domo geſchrieben iſt, zeigt eine Äußerung in den Briefen der Frau Gottſched: „Mehr als 40 Thlr. wollte man nicht an einen Hofmeiſter wenden, dabei ſollte er auch noch die Verwalterrechnungen mit beſorgen."[3])

Für alle die wenig erfreulichen Seiten des Hofmeiſterlebens konnte wenig oder nichts entſchädigen, es ſei

[1]) a. a. O. S. 171. Eine gute Stelle hatte auch J. R. Wiprecht bei dem jungen Grafen Keyſerling. Er erhielt jährlich 400 Rthlr., freie Station und die Verſicherung, nach vollendeter Erziehung 300 Thr. Penſion jährlich Zeitlebens zu beziehen. Bernouilli, Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen 1783, Bd. IX, S. 12.

[2]) S. 93.

[3]) Vgl. Biedermann, Deutſchland im 18. Jahrh. II, 1, S. 543.

denn, daß es manchen freute, ſich in jener ſervilen Zeit ein Air als adeliger Hofmeiſter zu geben. Nicht viel Erfreulicheres wird uns begegnen, wenn wir jetzt näher auf das Leben der Hofmeiſter im Hauſe und in der Fremde eingehen.

Über das häusliche Hofmeiſterleben klagen alle ohne Ausnahme. Hören wir zuerſt einen, dem in ſeinen Hofmeiſterſtellungen durchweg Achtung entgegengebracht wurde, und der doch klagte, Joh. Georg Hamann.[1]) „Ich ging wie ein muthig Roß im Pflug mit vielem Eifer, mit redlichen Abſichten, mit weniger Klugheit, und mit zu vielem Vertrauen auf mich ſelbſt und Zuverſicht auf menſchliche Thorheiten bei dem Gutem, das ich that oder thun wollte." So ſchreibt er über ſeine erſte Stelle bei der Baronin Budberg. Bald beginnen die Klagen über „den Verdruß und die Mühe, die mit dieſem Geſchäft unvermeidlich ſind."[2]) Und trotzdem er nach ſeinen eigenen Worten „Anſehn genug im Hauſe" hatte, blieb er nicht ein halbes Jahr dort. Die Schuld ſchreibt er ſelbſt ſeiner „ungeſelligen oder wunderlichen Lebensart" zu.

Der Abſchied war ſeitens der Baronin freilich ſchroff genug. Eines Tages nach dem Eſſen erhielt Hamann einen höchſt unorthographiſchen Brief, der begann:[3]) „Da die Selben ſich gahr nicht bey Kinder von Condition zur imformation ſchicken, noch mir die ſchlechten Briefe gefallen, worin Sie meinen Sohn ſo auf eine gemeine und niederträchtige Ahrt abmalen", und der neben dem Kompliment, er ſei nur „eine Seuhle mit vielen Büchern umbhangen, welches noch gahr nicht einen geſchickten Hoff-Meiſter ausmacht", die Aufforderung enthielt, in 3 Tagen das Haus zu verlaſſen. Auch bei dem Salair benahm ſich die Baronin ſehr knauſerig. — Nach dieſem erſten Unfall nahm ihn der General von Witten als Hofmeiſter an. Wieder ging es ihm gut. Alle begegneten ihm freundlich. „Mittags und Abends habe ich meine Carafine Wein und der ordentliche Beſatz (des Tiſches) iſt fünf oder ſechs Gerichte. Meinen beiden jungen

[1]) Schriften und Briefe herausgeg. von Petri Bd. I. S. 92.
[2]) Gildemeiſter, a. a. O. S. 40.
[3]) Ebenda S. 47

Herren fehlt es nicht an Munterkeit; ſie reden fertig franzöſiſch und man hält hier einen franzöſiſchen Bedienten zu ihrer Uebung im Reden.“[1]) Aber wieder wurde er anſpruchsvoll, „unzufrieden, ungeduldig“; dazu kam abermals der aufgefangene Brief, und er ging — diesmal in Frieden. „Der Herr General umarmte mich noch.“

Hamann konnte alſo eigentlich nur über ſich, nicht über andere klagen. So gut, wie ihm, ging es aber den Hofmeiſtern in vornehmen Häuſern ſelten. Daß ſie zu allen möglichen Dienſten gebraucht wurden, iſt ſchon erwähnt. Hamann mußte für den General und deſſen Sohn die Neujahrsſchreiben erledigen, und das war weiter nicht ſchlimm. Andern wurde mehr zugemutet. In einem von Biedermann erwähnten[2]) Tagebuch eines Hofmeiſters in einem adligen Hauſe Sachſens iſt z. B. von manchen frembartigen Dienſtleiſtungen, für welche der gnädige Herr und die gnädige Frau ihn ſelbſt in Anſpruch nahmen, die Rede.

Aber auch bei der Erziehung der jungen Standesherren ſelbſt hatten die Hofmeiſter mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht immer mochte ihnen der Grundſatz einleuchten, den Rat Frieſen in den Vorſchlägen wegen Information der jungen Grafen Bielken an die Spitze ſtellt:[3]) „Bey Erzieh- und informirung Großer Herren Kinder, welche durch deren Geburth und Stand zu Künftiger regiments und Etats-Verrichtung gewidmet, iſt wol zu bemerken, daß ſelbige wollen, müſſen und können auf gantz andere Art aufgebracht werden wie ſonſt gemeiniglich Bürger und Mittelſtandes Kinder pflegen.“ Nicht jeder konnte es den Eltern mit dieſer kavaliermäßigen Erziehung recht machen. Andrerſeits mochten viele über die fortwährenden Störungen, welche die Stunden, in denen ſie ſich mit dem jungen Herrn beſchäftigten, durch fremde Beſuche erfuhren, oder über

[1]) Ebenda S. 53 f.

[2]) a. a. O. II, 1. S. 138. Ich habe dieſes Tagebuch, das ſich nach Biedermanns Citat (Vgl. II, 3. S. 1229) und auch nach einem neuerlich an mich gerichteten Brief auf der Univerſitätsbibliothek zu Göttingen befinden ſoll, dort nicht mehr erhalten können. Es iſt dort vergeblich nach demſelben geſucht worden.

[3]) In dem oben erwähnten Band von Abſchriften durch Johann Böttticher auf der Greifswalder Univerſitätsbibliothek.

das fortwährende Dreinreden ergrimmen. Aber wenn ſie dagegen Widerſpruch erhoben, ſo wurden ſie über ihre Stellung als unverſtändiger Menſch „von gemeinerem Stoffe“ hinreichend aufgeklärt.

Und ſo hochmütig der Hofmeiſter behandelt wurde, ſo demütig und kriechend ſollte er hinwiederum ſich ſtellen. Sein Benehmen im Hauſe, namentlich gegenüber dem weiblichen Teil, wurde mißtrauiſch beobachtet, jeder Verſtoß bemerkt. Mit reſpektvollſten Komplimenten und Schmeicheleien hatte er den Herrſchaften zu begegnen. Nur dann konnte er auf einige Anerkennung als „feiner Menſch“ rechnen. Selbſt Büſching, der eine treffliche Stellung hatte, mußte dieſe Erfahrung machen. „Im Anfang,“ erzählt er,[1]) „war der Geſandte, Graf zu Lynar, nicht mit mir und ich nicht mit ihm zufrieden. Er hatte eines und das andere nicht von mir, und ich hatte manches nicht von ihm erwartet. Er hatte ſich vorgeſtellet, daß ich in der abhängigen Geſchmeidigkeit weitergehen und ich, daß ſeine Großmuth ſtärker ſeyn würde.“ Kam nun zu alledem noch Widerſpenſtigkeit der Zöglinge — denn nicht immer bezeugten dieſe, wie die jungen Prinzen Gallizin dem ſpäteren Zittauer Rektor Hoffmann, „ſo viele Gnade und Liebe, daß er niemahls genug zu rühmen gewußt“[2]) — ſo hatte er die Hölle auf Erden. Das Leben im adligen Hauſe war alſo in den ſeltenſten Fällen erquicklich. Scheffner[3]) erzählt von ſeinem Hofmeiſter, der von ihm „ad altiora einer adlichen Hofmeiſterey“ geſchritten war, aber bald wieder kam, „da er in der glänzenden adlichen Condition das Dünne der Vergoldung entdeckt hatte.“ Dieſe Entdeckung mußten viele machen.

In einem ſonſt nicht gerade bedeutenden Buch, den „Briefen über die Neueſte Moral“, wird der Lebenslauf eines armen Hofmeiſters, der überdies kein Lumen iſt, geſchildert.[4]) Herr Z. „fieng von kleinem an“ und zog zunächſt — denn ſeine Armut

[1]) a. a. O. S. 165.

[2]) M. Gottfried Hoffmanns Lebensbeſchreibung von Didascalophilo. S. 93.

[3]) Mein Leben S. 12 und 15.

[4]) Bd. II, S. 195 ff.

erlaubte ihm nicht die Fortſetzung des akademiſchen Lebens — zu einem Pächter als Hofmeiſter, „um in zween unerzogenen Buben das auszubilden, was man eine menſchliche Seele nennt.“ Mit dieſen mußte er ſich, gleichſam als „Großknecht“, plagen und abends mit dem Herrn Vater Brett ſpielen. Dann zieht er zu einem Edelmann. Das „vergnügte“ Leben, das er dort führt, wird genügend illuſtriert, und wenn derartige Schilderungen auch übertrieben ſein mögen: ſehr viel Wahres iſt doch in ihnen enthalten.

Freier atmete der Hofmeiſter, wenn es endlich in die Fremde, auf die Univerſität oder in die Welt ging. Jetzt hörte die Ähnlichkeit mit dem Hauslehrertum auf, jetzt dünkte er ſich ein freier Mann.

Es war im 16. Jahrhundert für die großen Herren Mode geworden, ihre Sprößlinge in Begleitung von Hofmeiſtern auf die hohen Schulen zu ſchicken, und im 17. und 18. Jahrhundert wurde es für alle reichen Leute Brauch. In Jena ſtudierten von 1558—1658 26 Prinzen, 39 Grafen und 83 Freiherrn, um 1703 waren dort 88 Adlige. Später wurde von Adligen hauptſächlich Leipzig und noch ſpäter Göttingen frequentiert. — Für die Herren war aber im Großen und Ganzen der Univerſitätsbeſuch ein Teil der großen Reiſe, die jeder Kavalier zu machen hatte. Tholuck führt einen Tübinger Viſitationsbericht von 1608 an, wonach „junge nobiles studiosi gar keine lectiones publicas beſuchen, noch bei dem decano facultatis artium inſkribiert ſeien. Sie wenden vor, daß ſie nicht Studien halber hier ſeien, ſondern die Univerſität zu beſehen.“ [1]) Überdies nahm der Adel durchweg eine bevorzugte und exkluſive Stellung auf den Univerſitäten ein, die er erſt in unſerm Jahrhundert mehr und mehr eingebüßt hat. Jeder dieſer Adligen hatte nun ſeinen Stab, beſtehend aus Hofmeiſter und Bedienten. Der Hofmeiſter ſorgte für Wohnung und Tiſch des jungen Herrn, hatte die Leitung der Studien und das Recht zu verfügen, „wieviel Freyheit und Recreation ihnen zuzulaſſen ſeye.“ Meiſtens iſt ihm noch eine beſondere Inſtruktion erteilt.

[1]) Tholuck, D. akad. Leben des 17. Jahrh. I, S. 129.

Aus dem Tagebuche eines Hofmeiſters, der einen jungen Grafen 1762 nach Leipzig begleitete, kann man den gewöhnlichen Studientag kennen lernen.[1]) Den Reit- und Tanzſtunden am Morgen blieb der Hofmeiſter wohl fern. Dann aber hatte er von 9—10 den Grafen zu präparieren auf die Vorleſungen, die dann folgten. Nach Tiſch von 1—2 Damenſpiel mit dem Hofmeiſter oder „Zumfenſterhinausſehen", dann Repetition mit demſelben, Vorleſungen, dann wieder Repetition. „7—8 Promenade vor oder nach dem Eſſen; nach dem Abendeſſen Bibelleſen, zur Erholung bisweilen noch Damenſpiel mit dem Hofmeiſter, ſpäteſtens um 10 Uhr zu Bett." Beſuche und dergleichen unterbrachen natürlich dieſen regelmäßigen Gang. Solche Pläne wurden nicht immer innegehalten, aber im 18. Jahrhundert ſind doch die Pflichten der Hofmeiſter ſehr geregelt. Die Kollegien beſuchten ſie, namentlich zu Anfang, gleichfalls; Ch. F. Weiße, der ſich dadurch ſelbſt weiter bildete, hörte mit dem Grafen von Geyersberg täglich fünf Stunden Kollegia. Boie, der 1772 Hofmeiſter eines jungen Engländers in Göttingen war, hatte nur von 6—10 Uhr früh und oft auch nicht am Abend freie Zeit. Abends ſollten die Hofmeiſter in der Regel das in den Vorleſungen Gehörte noch einmal mit dem Zögling durchnehmen. Mit den Repetitionen hielten es aber viele nicht ſonderlich genau. Weiter war ihnen aufgegeben, möglichſt viel bei Profeſſoren zu verkehren. Oft hielten dieſe Mittagstiſch, an denen Adlige mit ihren Hofmeiſtern teilnahmen. Der „Frau Doktorin" wurde dann öfter ein „Extra" verehrt. Im anderen Falle eſſen ſie am liebſten vornehm zu Hauſe. Manche Eltern ſorgten auch für das geiſtliche Heil ihres Sohnes und ordneten an, daß der Hofmeiſter mit ihm alle Sonntag zum Abendmahl gehe. Die unangenehmſte Pflicht war aber die regelmäßige Erſtattung von Berichten, namentlich über die geſchehenen Ausgaben. Da zeigte ſich denn die manchen Adligen eigene Knauſerigkeit in hohem Grade. Der Hofmeiſter mußte bis auf den Groſchen für Tinte oder Federreuſen und bis auf die Pfennige für Nähnadeln alles

[1]) Biedermann a. a. O. II, 3. S. 1075 f. Einen andern Tagesplan findet man in der Erziehungsgeſchichte des Grafen Keyſerling in Bernouilli's Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen 1783, IX. Band S. 23 f.

berechnen und erhielt dann Verweiſe über Verweiſe wegen unnötiger Ausgaben. Boies erſte Hofmeiſterei endete ſo, daß er ſagen mußte: „Ich habe alſo das Vergnügen, ein Jahr für Koſt und Ehre gedient zu haben.“[1]) Wie vorſichtig man in dieſer Beziehung ſein mußte, zeigt eine Äußerung des ſchon erwähnten Büſching:[2]) „Zu der Reiſe nach Dänemark bat ich mir von dem Grafen zu Lynar eine genaue Vorſchrift in Anſehung der vorfallenden Ausgaben aus, um auf keinerley Weiſe anzuſtoßen; es gefiel ihm aber nicht, ſie auf beſondere Fälle ſo zu beſtimmen, als ich es wünſchte, indem er dieſen Beſtimmungen beſtändig auswich. Ich beſchloß alſo zu thun, was Wohlanſtändigkeit und Klugheit nach meiner Einſicht erfordern würden, und allenfalls ſolche Artikel, die dennoch anſtößig wären, auf meine Rechnung zu übernehmen.“

Neben ſolchem Ärger über die Eltern gab es für den Hofmeiſter oft Ärger über den Zögling. Mancher Hofmeiſter hütete zwar ſeinen Zögling ſehr genau. Wiprecht berichtet z. B.,[3]) daß er den jungen Grafen Keyſerling nie ohne Aufſicht gelaſſen habe. „Nie ließ ich ihn allein in Geſellſchaften gehen. Ich begleitete ihn überall und ſolchergeſtalt erhielt ich ihn, ſo lange ich bey ihm war, in einem gewiſſen unmerklichen Zwange, ſo daß er niemals einen eigenen Willen hatte.“ Er hielt ihn auch ſonſt ziemlich kurz. So regelmäßig und vernünftig ferner wie der junge Graf Solms nach dem vorher erwähnten Tagebuch lebte — an Sommerabenden in den Gärten genießen ſie nur Milch, die Bürgerſtunde wird immer innegehalten, große Vergnügungen giebt es nicht —, ſo lebten nicht alle junge Herren. Sie wollten das freie Leben genießen und austoben. Von Wallenſteins Streichen ſind zum Beiſpiel die Akten der Univerſität Altorf voll, der Hofmeiſter Heldrich konnte ihn daran nicht hindern. Und wenn es auch in dem geglätteten 18. Jahrhundert nicht mehr ſo rüde zuging wie in früherer Zeit, und das Bankettieren, Prangen und Schwelgen der großen Herren ſehr eingeſchränkt war, ſo konnte man doch noch wild und wüſt genug leben.

[1]) Weinhold, a. a. O. S. 30.
[2]) a. a. O. S. 202.
[3]) Bernouilli a. a. O. 1783, IX. Band S. 54 f.

Dann behagte dem jungen Herrn auch die Aufſicht des Hofmeiſters wenig, und der erwähnte Rat Jäger bemerkt mit Recht, daß „die harmonie zwiſchen Hofmeiſter und Untergebenem auf Univerſitäten nicht die beſte zu bleiben pfleget.“ Dem armen Boie machte ſein noch ganz junger Zögling zum Beiſpiel das Leben ſauer genug.

Indeſſen hat die Medaille auch eine Kehrſeite. Auch der Hofmeiſter pflegte auf Univerſitäten ein flottes Leben zu führen. Im 16. Jahrhundert trieben ſie es ſo toll, wie die tollſten ihrer Zöglinge. In der Geſchichte der Freiburger Univerſität von Schreiber kann man leſen, was ſich die franzöſiſchen Adligen und deren Hofmeiſter erlaubten. Der eine trieb Unfug, indem er ſeinem adligen Herrn überall den Vortritt erzwingen wollte; 1562 verwundete der Hofmeiſter Stephan von Laloſch den Wachtmeiſter der Scharwache tödlich; andere beteiligten ſich an Straßentumulten; ein anderer wurde des Mordes beſchuldigt. Solches ereignete ſich in der ſpäteren geſitteteren Zeit nicht mehr. Aber das Völkchen der Hofmeiſter, das auf den Univerſitäten zuſammenſtrömte, vergnügte ſich auch anders, die einen mit ihren Zöglingen, die anderen ohne dieſelben. Sie verkehrten viel mit einander und hatten oft abendliche Zuſammenkünfte. Als typiſch für ſolch einen luſtigen Kreis des 18. Jahrhunderts gelte der Kreis, der ſich um E. W. Behriſch in Leipzig gebildet hatte, und den Goethe als Teilnehmer ſchildert. Behriſch that zwar ſeine tägliche Pflicht als Hofmeiſter ſeines Grafen, aber allmählich gewöhnte er ſich, den Zögling um neun Uhr dem Kammerdiener zu übergeben und die luſtigen Brüder, Goethe voran, im Weinhauſe aufzuſuchen. „Die Späße und Thorheiten, die er insgemein angab, gingen ins Unendliche“, und bis tief in die Nacht unterhielt man ſich vergnügt. Dazu kam der „Hang zu einigen Mädchen, welche beſſer waren als ihr Ruf.“ In ihren Garten nahm er wohl auch den jungen Grafen mit, und dies gab dann dem Vater des Grafen, der mit dem Treiben ſchon lange nicht zufrieden war, Veranlaſſung, ihn zu verabſchieden. Der Kreis Goethes und Behriſchens iſt aber auch ſonſt charakteriſtiſch. Es ſind faſt durchweg geiſtig bedeutende Menſchen, die ihm angehören. Und derartige Kreiſe aus Hof-

meiſtern, die Erfahrungen, Kenntniſſe und Talent hatten, und Studenten zuſammengeſetzt, gab es im 18. Jahrhundert an allen Univerſitäten. Bei der vorherrſchenden Geſchmacksrichtung jener Zeit wurden ſie faſt zu litterariſchen Geſellſchaften. Freilich hatte in ihnen der jugendliche Ungeſtüm das Wort. In dem Goethe-Behriſchſchen Freundeskreiſe las man ſich gegenſeitig anonym dramatiſche Produkte vor, an denen dann Kritik geübt wurde. Vor allem ließ man aber gern, namentlich Behriſch, an den Menſchen und Zuſtänden ſeinen Witz aus. Goethes Aufſehen erregende Verſe über den Profeſſor Clodius gingen aus dieſem Kreis — „unſere Clique“ nennt er ihn — hervor. Die Neigung zur Satire kehrt übrigens bei den Hofmeiſtern von „Witz und Geſchmack“ — und ein wenig Litterat war jeder — häufig wieder. Der gute Kopf, der durch die eigene zwitterhafte Stellung zum Nachdenken über ſeine Umgebung getrieben wurde, konnte bald die Schwächen derſelben entdecken, und wo hat es von jeher mehr Anlaß zur Satire gegeben, als auf Univerſitäten? In einem kleinen ſatiriſchen Büchlein: „Letztes Wort über Göttingen und ſeine Lehrer. Mitunter wird ein Wörtchen raiſonniert“ finde ich z. B. auf dem Vorblatt mit Schriftzügen jener Zeit bemerkt: „Der Verfaſſer iſt ein Ungar, welcher als Hofmeiſter der Herren von Graſſow in Göttingen ſtudierte und Ribini heißt“.

Man kann ſich alſo denken, daß die meiſten Hofmeiſter, beſonders wenn ſie freiere Neigungen hatten, mit Schauſpielern verkehrten (Weiße mit Ekhof)[1]) ꝛc., von den philiſtröſen Profeſſoren, die mehr noch als für die Moral für ihren eigenen Ruhm zitterten, mißtrauiſch angeſehen wurden. Wir haben ſchon geſehen, wie einflußreich ehemalige Hofmeiſter in der Litteratur geworden ſind, und gerade während des Hofmeiſterlebens auf der Univerſität entwickelten ſich häufig die Keime zu dieſer Thätigkeit, ſei es im lauten, genialiſch ſich gebärdenden Kreiſe, ſei es in ſtiller Freundesverbindung (wie ſie Gotter und Boie pflegten), ſei es in menſchenhaſſeriſcher Abgeſchloſſenheit.

An den Univerſitätsbeſuch ſchloß ſich für den jungen Herrn

[1]) Weiße, Selbſtbiographie S. 21 f.

von Stande die übliche Kavalierreise, die einzelne sogleich von Hause aus unternahmen. Der Hofmeister war dazu wieder notwendig, und außer ihm folgte, wie auf die Universität, oft ein Sprachmeister, ein Lakai, ein Kutscher, Hausdiener und womöglich eine Köchin. Zu einem Hofmeister auf Reisen wurde nach Marperger[1]) „ein solches Subjectum erfordert, welches seine Jünglings-Jahre schon passiret, in nützlichen, sonderlich aber politischen Studiis was rechtschaffenes praestiret, der seines Lebens und Wandels halber eine gute Renommée hat, kein Säuffer, Schwelger, Müßiggänger, Spieler, Hurer, Zänker, Flucher, Lügner oder Prahler ist, dabey eine gute Physiognomie und wohlgewachsene gesunde und ansehnliche Leibes-Gestalt hat", letztere wegen der „Reiß-Fatiguen." Er soll ferner im Ausgeben die rechte Mitte halten, die Sprache der betreffenden Länder kennen, auch ihre Zustände u. s. w. „Dannenhero mehrentheils auch dahin gesehen wird, einen solchen zum Reise-Hofmeister junger Herren zu bekommen; welcher vorhin schon in Ländern gewesen, allbereit vornehme Untergebene glücklich hin und her geführet, und also die beste Nachricht von solchen Reisen und denen darzu erforderten Spesen zu geben weiß, wie wohl bey solchen offt gebrauchten alten und abgenützten Hofmeistern offt auch der Knittel bey dem Hund lieget, und eben darum der Schaden so groß nicht ist, wann man gleich einen solchen nicht bekommen kann, sondern sich mit einem rechtschaffenen Academico behelffen muß." Marperger verbreitet sich dann noch des weiteren über „die an einem Hofmeister erforderten Tugenden," die in Wahrheit aber nicht eben oft zu finden gewesen sein werden. Denn er war, wie ein anderer Autor[2]) bemerkt, „gemeiniglich so beschaffen, daß er selbst einen Hofmeister nöthig hat. Er weiß sich selbst nicht zu regieren, wie sollte er vermögend sein, andern den richtigen Weg zu zeigen. Daher pflegt es zu geschehen, daß der Hofmeister und sein Untergebener einerley Strasse gehen und einander gute Gesellschaft leisten." — Die unan-

[1]) Mentor oder des reisenden Telemach kluger Hofmeister S. 8 f.

[2]) Herrn Georgen von Fürst Curieuse Reisen durch Europa Nebst einer Vorrede von M. Christoph Sancken. Vorrede S. 3.

genehmſte Aufgabe war übrigens wieder für den Hofmeiſter die Führung des Ausgabejournals. Er muß, was auf der Reiſe wohl ſchwierig iſt, ſehr vorſichtig mit dem Geld umgehen, um Tadel zu vermeiden. — Ehe er die Reiſe antrat, ſtudierte ein ordentlicher Hofmeiſter die damals nicht kleine Reiſelitteratur, um ſich zum unterrichtenden Mentor auszubilden. Auf der Reiſe ſelbſt mußte er die empfangenen „Recommandationen" recht ausnutzen und neue zu erhalten ſuchen. Namentlich gelehrte Berühmtheiten wurden von Hofmeiſter und Zögling eifrig aufgeſucht; überall erſtrebten ſie während ihres kurzen Aufenthalts Einführung in die „Aſſembléen" der bekannteren Leute. — Das Reiſeleben war für den Hofmeiſter in der Regel noch angenehmer als das Univerſitätsleben. Es war noch ungebundener, es eröffnete ihm die Kenntnis der Welt und der Menſchen, es bot ihm, dem Älteren, faſt mehr als dem Zögling. Weiße fand den Aufenthalt in Paris „vorzüglich angenehm", und es war ihm wenig lieb, daß ſein junger Graf nicht nur nicht in Paris bleiben, ſondern überhaupt nicht mehr reiſen wollte.

Der kurzen Schilderung des Hofmeiſterlebens mag noch ein Wort über die Hofmeiſter ſelbſt hinzugefügt werden.

Für viele war die Stellung ja nur ein Übergang, eine „Warte". Die Erſparniſſe oder des gnädigen Herrn Gunſt verhalfen zu einer Pfarre oder einem Amt; auf Univerſitäten entſagte mancher gelehrte Jüngling, durch die Gunſt der Profeſſoren getragen, dem Hofmeiſterleben, um die Staffel der akademiſchen Würden zu erklimmen. Aber es blieben noch recht viele übrig, denen das Glück nicht hold war. Manchen gefiel auch das Hofmeiſterleben ausgezeichnet, bis ſie die Dreißig überſchritten und immer verdrießlicher und immer ſonderbarer wurden. Dieſe Klaſſe der faſt gewerbsmäßigen Hofmeiſter war recht zahlreich: ſie wurden ſpäter häufig Secretäre — „Secretairſtellen ſind Hofmeyſtereien altioris indaginis" heißt es in der Autobiographie von Johann George Scheffner[1]) —; manche, wie Behriſch und andere, brachten es bis zu Hofräten. Unter dieſer Klaſſe befanden ſich oft ſonderbare Exiſtenzen. Scheffner erzählt von einem gewiſſen Matern, der nichts weiter als Fecht-

[1]) a. a. O. S. 74.

meiſter war, der aber „vor und auch nach ſeiner Fechtmeiſterſchaft verſchiedene junge Standesperſonen auf großen Reiſen begleitet hatte. Ein Mann vom herrlichſten Charakter, obgleich in äußern Manieren ſehr unfechtmeiſterlich ſüß und empfindſam. In der Folge lebte er von Penſionen, die ihm ſeine Reiſegefährten ausgeſetzt hatten, mit dem Hofratstitel in Königsberg, wo er auch ſtarb.“[1]) Wie mannigfaltig überhaupt das Hofmeiſtervölkchen zuſammengeſetzt war, kann ein freilich arg karikiertes Verzeichnis von Hofmeiſterkandidaten zeigen, das Rabener[2]) einen Profeſſor einem vornehmen Herrn ſenden läßt.

Es würde zu weit führen, dasſelbe hier ganz anzuführen, aber es lohnt der Mühe, es durchzuleſen. Beiſpielsweiſe die Nr. 5 und 6 ſind recht ergötzlich geſchildert.

„5. N. N. iſt kurz, unterſetzt, und im Durchſchnitte wenigſtens zwei und eine halbe Elle ſtark, welches er dem fetten Biere zu danken hat. Als er bey mir war, konnte ich nicht erfahren, ob er etwas gelernt hatte, weil er ein wenig taumelte, doch habe ich viele ſchöne testimonia von ihm geſehen, die er von Schulen mitgebracht. Ich glaube, wenn er als Hofmeiſter nicht ſonderlich zu brauchen iſt, ſo wird er doch alsdann ſehr gut ſeyn, wenn Ew. Excellenz Gäſte haben. Denn ob er gleich nur ein ſchlechter Bürger iſt, ſo ſauft er doch Trotz manchem Cavalier. Er iſt mit 50 Gulden zufrieden, wenn er einen Ducaten für jeden Rauſch bekömmt, den er ſich trinkt, ſo oft er die honneurs vom Hauſe macht.

6. N. N. ein guter, ſtiller, ehrlicher Menſch. Ich habe ihn zwo Stunden bey mir gehabt, aber auf alle meine Fragen keine Antwort erhalten können, als: O ja! Hochedler Patron! Ich glaube, daß er grundgelehrt iſt, weil er gar keine Conduite hat. Ew. Excellenz werden mit ihm anfangen können, was Sie wollen, und er wird ſich alles gefallen laſſen. Ich fragte, was er zur Beſoldung haben wollte; aber er bückte ſich ſehr tief und ſagte: Wie Sie befehlen! Hochedler Patron! NB. Trägt keine Manſchetten.“

Auch der galante Herr als Nr. 7, der geputzt iſt, „wie

[1]) a. a. O. S. 61.
[2]) a. a. O. S. 23 ff.

eine Puppe," iſt nicht übel illuſtriert. Als letzten empfiehlt der Profeſſor ſeinen eigenen Neffen. Er verſteht zwar nichts, aber er iſt des Herrn Profeſſor demüthiger Diener, „um des willen möchte ich ihme gerne geholfen wiſſen."

Es iſt ein luſtiges Regiſter, aber es iſt viel Wahres in ihm enthalten! Beſonders unter den Leuten, die ein langes Hofmeiſterleben geführt hatten, gab es die ſonderbarſten Käuze, wozu ſie eben durch dieſes Leben geworden waren. Manche hatte die Sucht, es den Adligen nachzuthun und immer zierlich und fein aufzutreten, zu Gecken gemacht. So ſpricht Jean Paul von „damaligen geſchniegelten, geböhnten Leipziger Subjekten". Andere ſuchten in Kleidern etwas Beſonderes zu haben. Behriſch trug ſich beſtändig grau, Scheffnern kam ſein Hofmeiſter in ſeinem hochroten Rock mit ſilberbeſponnenen Knöpfen wie der Satan vor. Zahlloſe Sonderbarkeiten hafteten ihnen ſonſt an. Von dem Hofmeiſter des Prinzen von Sulzbach ſchreibt Liſe Lotte von Orleans: „war ein Oeſterreicher undt ein nar in follio, hieß Jodoſki".[1]) Den Wurzelmann des Herrn v. G. hat Hippel in den Lebensläufen nach dem Hofmeiſter Neumann gezeichnet. Dabei waren manche Hofmeiſter ſo vielſeitig, daß ſie faſt jenen erwähnten hochgeſpannten Anforderungen genügten. Hamann[2]) berichtet von dem Magiſter Haſe, der „eine ungemeine Stärke auf dem Clavier, Violoncello und ein großes Genie zu allem beſitzt, Linguiſt, Philoſoph, Mathematiker, Maler und alles iſt," Gellert[3]) von einem gewiſſen Meynard, „der außer den gelehrten Sprachen Franzöſiſch, Italieniſch, Engliſch, Spaniſch und Portugieſiſch verſteht und die drey erſten Sprachen ſchreibt und ſpricht, der viel geleſen und geſehen und gelitten hat."

Das Muſterbild eines originellen Hofmeiſters hat uns Goethe in der Schilderung ſeines ſchon erwähnten Freundes Behriſch, meines Erachtens etwas übertrieben, gegeben: „Schon ſein Aeußeres war ſonderbar genug. Hager und wohlgebaut, weit in den Dreißigern, eine ſehr große Naſe, und überhaupt markirte Züge; eine Haartour, die man wohl eine Perücke hätte

[1]) Bibliothek d. litter. Vereins Bd. 122, S. 196.
[2]) Gildemeiſter, a. a. O. S. 52.
[3]) Briefe an Frl. v. Schönfeld, S. 195.

nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete ſich ſehr nett und ging niemals aus, als den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arm. Er war einer von den Menſchen, die eine ganz beſondere Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr die aus nichts etwas zu machen wiſſen, um ſie zu vertreiben. Alles, was er that, mußte mit Langſamkeit und einem gewiſſen Anſtand geſchehen, den man affektirt hätte nennen können, wenn Behriſch nicht ſchon von Natur etwas Affektirtes in ſeiner Art gehabt hätte. Er ähnelte einem alten Franzoſen, auch ſprach und ſchrieb er ſehr gut und leicht Franzöſiſch. Seine größte Luſt war, ſich ernſthaft mit poſſenhaften Dingen zu beſchäftigen und irgend einen albernen Einfall bis ins Unendliche zu verfolgen."

Behriſch war nicht das einzige Original, das als Hofmeiſter herumlief, und wieder die Hofmeiſter, die freilich viele Originale unter ſich hatten, nicht die einzigen unter den übrigen Menſchen. Damals wimmelte es von Originalen: die gehörten zur Signatur der guten, alten Zeit. Aber die gute, alte Zeit entſchwand, und mit ihr verſchwanden die Originale, auch die Originale unter den Hofmeiſtern und mit dieſen die Hofmeiſter ſelbſt. Sie paßten nicht mehr in die neue Welt und zu den neuen Menſchen.

Naturgeschichte der heutigen Gesellschaft.

Gesellschaft ist ein vieldeutiges Wort, und wer darüber schreiben will, muß sich zuvor über die Bedeutung, die er dem Worte beilegen will, erklären. In der vorliegenden Studie will ich mich mit derjenigen Menschenklasse beschäftigen, die sich mit Vorliebe die „gute" Gesellschaft nennen hört. Unzweifelhaft giebt es innerhalb derselben die verschiedensten Abstufungen; einen andern Charakter trägt die vornehme Gesellschaft der Hauptstädte, einen andern tragen die Kreise, die in kleineren Provinzialstädten den Ton angeben. Aber die Grenzen dieser Stufen sind, höchstens von der „hoffähigen" Gesellschaft abgesehen, flüssig; alle Stufen vereinigt ein gemeinsames Band des äußeren Benehmens und gewisser Anschauungen; alle schließt namentlich der Gegensatz zu allen denjenigen zusammen, welche nicht zur „Gesellschaft" gehören.

Die heutige Gesellschaft ist in ihrer Zusammensetzung eine durchaus andere als diejenige der unmittelbar vorangehenden Jahrhunderte, aber der Ton, der in ihr herrscht, die Formen, in denen sie sich bewegt, die Gesetze, nach denen sie spricht und handelt, haben ihren Ursprung in einer längst vergangenen Epoche; sie bildeten sich zuerst in der französischen Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts, des siècle Louis XIV. Es will dem aufmerksamen Beobachter freilich scheinen, als ob in neuester Zeit die demokratisierte Gesellschaft daran ist, auch in dieser Beziehung mit der Vergangenheit zu brechen. Aber was sich hier leise anbahnt, darf nicht als allgemeingültig und maß-

gebend angesehen werden. Die alten Begriffe und Formen sind vielfach und bedeutsam umgebildet: ihren Ursprung verleugnen sie aber nicht.

Montesquieu hat einmal gesagt, der Franzose sei mehr Mensch, als irgend ein anderer: c'est l'homme par excellence, car il semble être fait uniquement pour la société. Dieses unzweifelhaft anzuerkennende nationale gesellschaftliche Talent machte das französische Volk schon im siebzehnten Jahrhundert, allerdings nicht ohne italienische Einflüsse, zu einem Mustervolk der Geselligkeit. Und es ist natürlich, daß in einer Zeit, in der Frankreich politisch das mächtigste Volk war und in geistiger und künstlerischer Beziehung seine Blütezeit erlebte, die übrigen Völker in ihm das Ideal aller, namentlich auch der gesellschaftlichen Kultur verwirklicht sahen. Es ist hergebracht und überdies durchaus berechtigt, auf die sklavische Nachahmung alles Französischen in dem damaligen Deutschland strafend hinzuweisen: aber man darf doch nicht vergessen, daß auch andere Völker sich ebenso abhängig zeigten, daß Deutschland ferner dem neuen mächtigen Kultureinfluß vor allem deshalb erlag, weil es, in wirtschaftlichem und geistigem Niedergange begriffen, alle Kraft zum selbständigen Leben und Schaffen zu verlieren begann.

Wir wollen den ungeheuren Einfluß Frankreichs auf Deutschland in gesellschaftlicher Beziehung näher feststellen, namentlich auch auf gewisse Unterschiede zwischen deutschem und französischem Wesen hinweisen.

Wie überhaupt in den Ländern des Mittelalters, bildeten auch in Deutschland die „Gesellschaft" anfangs nur der Adel und der Klerus. Auch der niedere Adel errang erst allmählich eine maßgebende Stellung. Seit dem Interregnum erwuchs dann langsam mit der steigenden Macht der Städte ein Übergewicht des reichen Bürgertums. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gab dieses städtische Bürgertum, das auf dem Höhepunkt aller geistigen und materiellen Kultur stand, im deutschen Leben den Ton an. Man darf in der That von dieser Übergangsperiode zur neuen Zeit als von einer nationalen Blütezeit reden. Aber sie entschwand rasch. Dem unglückseligen dreißigjährigen Krieg wird in der Regel auch von bedeutenderen

Geſchichtſchreibern alle Schuld an dem nun folgenden Niedergang zugeſchoben. Aber mit Unrecht. Er vollendete nur, was ſich ſchon im ſechzehnten Jahrhundert vorbereitet hatte. Die ſozialen Verhältniſſe änderten ſich gründlich. Das Bürgertum trat völlig zurück; der Hof und der ihn umgebende Adel ſchloſſen ſich in ihrer neuen ausländiſchen Bildung gänzlich von den mittleren und unteren Ständen ab. Ein ſcharfer Schnitt ging durch die Nation. Dazu kam der Umſchwung im materiellen Leben, in Sitten und Anſchauungen. Schon vor dem großen Kriege iſt in des Johannes Olorinus „Ethographia mundi, Luſtige, artige und kurtzweilige, jedoch warhafftige und glaubwirdige Beſchreibung der heutigen Newen Welt" davon die Rede,[1]) „wie es jetzundt in Teutſchen Landen an moribus vnd ſitten, Religion, Kleidung vnd gantzem Leben eine große merckliche verenderung genommen, alſo daz ſo diejenigen, welche vor zwantzig Jahren Todes verblichen, jetziger Zeit wider von den Todten aufſtünden und jhre Poſteros und nachkömmlinge ſehen, dieſelben gar nicht kennen würden, ſondern meinen, das es eitel Franzöſiſche, Welſche, Engeliſche vnd andere Völker weren, die doch auß jhren Ländern entſproſſen vnd mehrentheils auß jhren Vaterland niemals kommen ſein."

Es war namentlich Frankreich, dem die vornehmen Klaſſen, und da dieſe allein maßgebend waren, auch die übrigen in allen Beziehungen nachzueifern ſtrebten. Nach dem dreißigjährigen Kriege iſt dieſe Erſcheinung ganz allgemein. Lauremberg, der niederdeutſche Satiriker, konnte damals dichten:

Al wat geſchicklich is, al adelike dracht,
alle höfligkeit moet ſin ut Frankrik hergebracht:
maneer, zierlike reb moet man ut Frankrik halen
und mit gefahr, mit möie und ſwarem Geld betalen.

In Frankreich, auf welches, wie geſagt, Italien und ebenſo Spanien nicht ohne Einfluß geweſen waren, hatte ſich ſeit langem der Hof zum Mittelpunkt des geſamten geſellſchaftlichen Lebens herausgebildet, in ſchroffſter Form unter Louis XIV. Auch in Deutſchland wurden fortan die Höfe — in dieſer Zerſplitterung liegt ſchon ein beachtenswerter Unterſchied — allein maßgebend.

[1]) In der Vorrede.

Die Hofgeſellſchaft iſt allein die Geſellſchaft, wie auf politiſchem Gebiet der Grundſatz gilt: L'état c'est moi. Was die „verſtändigen Leute bei Hofe" thun und denken, iſt das allgemeine Ideal.

Dem republikaniſchen Römer hatte als die richtige Bezeichnung des feinen Benehmens das Wort urbanitas (Städtiſchkeit) gegolten. Aber ſchon das Mittelalter ſah als den maßgebenden Ort dafür den Hof an (cortesia, courtoisie, hoevischeit). Jetzt, im ſiebzehnten Jahrhundert, tritt der Hof als Schöpfer und Pfleger der „Höflichkeit" mehr denn je hervor.

Die neue Geſellſchaft holte aus Frankreich eine neue Höflichkeit, eine neue geſellſchaftliche Bildung, neue Formen des Verkehrs und des feinen Benehmens. Und die Sprache der neuen Geſellſchaft war die franzöſiſche.

Die Maſſe der guten Geſellſchaft machte fortan der Adel, der ſich übrigens um dieſe Zeit durch zahlloſe Neugeadelte vermehrte, aus. Dieſer, der einſt mit dem Bürgertum gemeinſam ſeine Rechte verteidigt hatte, drängte ſich jetzt zum Hofe. Das wurde für ihn verhängnisvoll. Indem er die immer zahlreicheren Hofchargen an den zahlloſen Höfen und Höfchen einnahm, gewann er mehr und mehr diejenigen Eigenſchaften, die für dieſe Bedientenſtellen erforderlich waren. Er wurde dort fein und zierlich nach welſcher Manier, er wurde aber zugleich riechend-ſervil nach oben und hochmütig-brutal nach unten; er verlor zugleich ſein nationales Selbſtgefühl; und ſeine perſönliche Ehre gewöhnte er ſich dem perſönlichen Vorteil hintanzuſetzen. Hingegen verblieb der Landadel in mürriſcher und beſchränkter Abgeſchloſſenheit.

Innerhalb der Geſellſchaft nun erhielt — ebenfalls nach dem Vorbilde Frankreichs — die Frau eine ganz andere Stellung, als in der unmittelbar vorhergehenden Epoche. Ihr huldigte die neue galante Welt; ſie erhielt einen Nimbus, der ſie zwar ſchon zur Minnezeit umgeben hatte, der ihr aber ſeitdem in ihrem abgeſchloſſenen und beſchränkten häuslichen Leben völlig fremd geweſen war.

Frankreich hatte die Grundlagen gegeben, auf denen ſich die neue gute Geſellſchaft in Deutſchland aufbaute. Aber wie ſehr ſtand doch die Nachahmung hinter dem Original zurück!

Leibniz hat einmal anerkannt, durch den neuen franzöſiſchen Ton ſei die „alte deutſche Ernſthaftigkeit“ weſentlich gemildert worden: aber nimmermehr konnte doch die Schwerfälligkeit des Deutſchen und die freie, leichte und graziöſe Weiſe des Franzoſen zuſammen ſtimmen. Die neuen Formen, die auch wir noch zum großen Teile anwenden, gebrauchte der Deutſche zwar: aber ſie waren ihm nicht der gefällige Schmuck geſelligen Verkehrs, ſondern ſie erſchienen ihm wie ein mühſames Penſum, deſſen er ſich mit ungeheurer Steifheit und angeborener Umſtändlichkeit entledigte. Ogni cosa si celebri con apparato e con solennità, urteilt ein gleichzeitiger Italiener über die Art der Deutſchen.[1]) Die Franzoſen ſpotteten, trotzdem ſie in den Deutſchen ihre bewundernden Nachahmer ſahen, um ſo mehr über dieſe unfreie und kleinliche Art des geſelligen Verkehrs. Allemand bedeutete für ſie unter allen Umſtänden etwas höchſt Komiſches. Und wer noch im achtzehnten Jahrhundert die gute Geſellſchaft Frankreichs, in der die Kunſt des geſelligen Lebens zu einer wahren Blüte gediehen war, deren mit feinem Geſchmack und ſprühendem Witz und zugleich mit einer blendenden Redegewandtheit geführte Unterhaltung das Muſter aller Zeiten wurde, deren liebenswürdige und urbane Formen den gegenſeitigen Verkehr zu einem Genuß machten, wer dieſe Geſellſchaft mit den vornehmen Kreiſen Deutſchlands vergleichen wollte, würde die Deutſchen nur als lächerliche Kopieen hinſtellen können. Es kommt hinzu, daß in der beſten franzöſiſchen Geſellſchaft geiſtige und litterariſche Intereſſen eine Hauptrolle ſpielten, was man für Deutſchland auch bei möglichſter Betonung einzelner Ausnahmen nicht als allgemeine Erſcheinung wird gelten laſſen können. Damit iſt in Frankreich zugleich eine gewiſſe Heranziehung der gebildeten Bourgeoiſie im ſiebzehnten Jahrhundert verbunden, von der man ſich in Deutſchland damals naſerümpfend abwandte. Freilich ward das in Frankreich bald ebenſo und noch ſchlimmer.

Im achtzehnten Jahrhundert iſt das Bild der guten Geſellſchaft in Deutſchland ihrem Urſprung entſprechend. Un-

[1]) Panfilo Persico, Del Segretario S. 114.

national durch und durch, bewegte ſie ſich in franzöſiſchen Formen und redete die franzöſiſche Sprache. Der Adel, der an den Höfen wimmelte, der die beſten Beamten- und alle Offiziersſtellen beſetzte, der den Großgrundbeſitz in ſeinen Händen vereinigte, bildete die Geſellſchaft allein. Schroff trennte er ſich von der „Kanaille"; keinen größeren Vorwurf gab es für eine Handlung, als wenn man ſagte, ſie ſei bürgerlich. Das Wort „gemein", das einſt gemeinſam, allgemein bedeutete, hatte ſchon den niedrigen Begriff, den wir damit verbinden, erhalten; die Bezeichnung „Volk" galt mit Vorliebe nur den nicht zur Geſellſchaft gehörigen Klaſſen; noch lieber ſagte man „Pöbel" (peuple). Überall, ſelbſt in der äußeren Tracht, machte ſich ein ſchneidender Unterſchied zwiſchen der „Geſellſchaft" und den „Andern" geltend. „Es hat geradezu das Anſehen", bemerkt Biedermann treffend,[1]) „als gehörten Beide nicht ein und demſelben Volke an, ſo groß iſt die Kluft, welche in ihrer ganzen Bildung und Geſittung die Einen von den Andern trennt". Um 1730 noch wäre es einem bürgerlichen Studioſus ungeheuerlich erſchienen, ſich einem „jungen Herrn von Stande", der ſich auf derſelben Univerſität mit ſeinem Hofmeiſter herumtrieb, gleich zu dünken.

Aber das achtzehnte Jahrhundert ſah auch ſchon die erſten Anfänge einer Erſchütterung der bisherigen Zuſtände. Zunächſt wirkte da ein für die bisherige Epoche charakteriſtiſches, höchſt unedles Motiv mit. Dasſelbe ſervile Streben, welches die franzöſiſchen Manieren und Allüren der vornehmen Geſellſchaft auch den niedriger ſtehenden Klaſſen nachahmenswert machte, trieb naturgemäß jeden, der es erreichen konnte, dazu, ſich in die maßgebende Klaſſe einzudrängen und es ihren Mitgliedern gleichzuthun. Dieſe Neuadelungen von reichen Kaufleuten, von Beamten und anderen, die für den Kaiſerhof ein ſehr einträgliches Geſchäft waren, erweiterten die Grenzen der guten Geſellſchaft thatſächlich doch ſehr. Weit wertvoller und für die Folgezeit wichtiger iſt aber der innere Wandel im nationalen Leben, der ſich um dieſe Zeit vollzieht. Hand in Hand mit

[1]) Deutſchland im 18. Jahrh. II, 1. S. 3.

einer kräftigen Erſtarkung des Bürgertums geht durch die ganze Nation ein Streben, den Menſchen nach ſeinem inneren Wert zu beurteilen. Geiſtesthaten verleihen jetzt ein gewaltiges Anſehen. Man vergißt häufiger über Geiſt und Charakter, über Kopf und Herz den vorher ſo ängſtlich geachteten Rang und Stand. In der Wertſchätzung der Litteratur verbanden ſich Adel und Bürgertum. Welches Anſehen genoß nicht Gellert in hohen und höchſten Kreiſen? Aber Gellert verlor doch niemals den ſubmiſſen Reſpekt. Wenige Jahrzehnte ſpäter aber bietet ſich uns das Bild der warmen Freundſchaft eines Karl Auguſt und Goethe! Und ähnliche Beiſpiele mehren ſich.[1]) Häufiger wurden daneben die ſogenannten Mesalliancen. Andererſeits werden die Adligen, die den alten Ton bewahrten, von den einen verſpottet, von den andern grimmig gehaßt. Der Neugeadelte begegnete in ſeinen bisherigen Kreiſen häufig gründlicher Verachtung.

Und dann kam die Revolution mit ihren politiſchen und ſozialen Folgen: die Privilegien fielen; der frühere, elende deutſche Philiſter veränderte ſich immer mehr. Es kam das neue Jahrhundert, das auf allen Gebieten nie geahnten Wandel ſchuf. Es wandelte ſich auch die gute Geſellſchaft der alten Zeit; indeſſen doch nur in gewiſſer Beziehung.

* * *

Will man ſich von der Zuſammenſetzung der heutigen guten Geſellſchaft ein Bild machen und die Bedingungen der Zugehörigkeit zu ihr erkennen, ſo darf man ſich zunächſt an eine ſichere negative Thatſache halten. Der frühere Ständebegriff exiſtiert nicht mehr. Der geſellſchaftliche Unterſchied zwiſchen Adel und Bürgertum hat aufgehört. Eine Urſache dieſer Erſcheinung iſt die Anerkennung der Rechtsgleichheit und die damit verbundene Aufhebung der einem beſtimmten Stande an ſich zukommenden Privilegien. Eine zweite iſt die ungeheuere Bedeutung des Geldes und der Bildung im modernen Leben.

Neben jene negative Thatſache läßt ſich eine poſitive ſtellen, die im weſentlichen durch dieſelben Urſachen bedingt iſt. Das

[1]) Vergl. meine Geſchichte des deutſchen Briefes Band II. S. 374. ff.

Bürgertum iſt im heutigen Leben der maßgebende und entſcheidende Stand. „Der Adel hatte die uralte Prieſterſchaft beerbt," bemerkt einmal Riehl, „Bürger und Bauern beerben den Adel, die Proletarier das Bürgertum." Ohne ſich an die hiermit eröffnete Perſpektive zu kehren, darf man die heute beſtehende Vormacht des Bürgertums als unzweifelhaft anſehen. Aber als ein entſcheidendes und die heutige Zeit von den früheren Zeiten unterſcheidendes Moment muß dabei hervorgehoben werden, daß das Bürgertum dieſe Macht nicht etwa als Stand ausübt. Es iſt vielmehr „die Nation ſelbſt" geworden.

So erhebt ſich denn die Frage: Wer bildet heute unter ſolchen Verhältniſſen die „gute Geſellſchaft"? Ehe ich dieſe Frage beantworte, will ich an ein Land erinnern, das unſere mittelalterlichen und ſpäteren Standesbegriffe und geſellſchaftlichen Anſchauungen kaum gekannt hat. Auch in dieſem Land, in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, in deren Unabhängigkeitserklärung es heißt, daß „alle Menſchen gleich ſind", giebt es eine gute Geſellſchaft, die zwar nicht als Kaſte, aber doch als Schicht von den übrigen Klaſſen ſich abſondert. Wer gehört alſo dazu? fragt man wieder. Mit einem engliſchen Worte kann man antworten: jeder Gentleman. Aber man wird, weil man weiß, daß dieſes Wort längſt nicht mehr ſeinen urſprünglichen Sinn hat, alſo einen Mann von Geſchlecht bedeutet, wieder fragen: Was iſt ein Gentleman?

Doch ich will mich, um die Zugehörigkeit zur heutigen „Geſellſchaft" feſtzuſtellen, lieber zunächſt an einzelne Beiſpiele halten. Gehört der Aſſeſſor A. zur Geſellſchaft? Ja! Der Lieutenant B.? Ja! Der Profeſſor C.? Ja! Der Materialwarenhändler D.? Nein! Der Bahnarbeiter von E.? Nein! Der Sekretär F.? Nein! Der Rentner G.? Je nachdem!

Dieſer Rentner G. iſt intereſſant. Iſt er ein Rittergutsbeſitzer geweſen, der ſich nun in die Stadt als Rentner zurückgezogen hat und dort in den beſten Kreiſen verkehrt, ſo gehört er zur Geſellſchaft; iſt er aber ein reich gewordener Handwerker, der zwar als Rentner ſeinen früheren Stand verleugnen will, bei jeder Gelegenheit aber mir und mich verwechſelt, ſo gehört er nicht dazu! Man ſieht aus dieſem Beiſpiel, daß der Beſitz

allein nicht die Gesellschaftsfähigkeit verleiht. Der maßgebende Unterschied, der die „Gesellschaft" von den übrigen Klassen trennt, ist heute der Unterschied der Bildung.

Es ist richtig, daß die Anschauungen der vergangenen Zeit noch nicht ganz und gar ausgerottet sind, vielmehr allmählich verschwinden. Ich kenne einen Angehörigen eines Adelsgeschlechts, den man nicht allein als nicht gebildet, sondern als völlig ungebildet und „plebejisch" bezeichnen muß. Durch die Gnade des Königs hat dieser die Berechtigung zum einjährigen Dienst erlangt, denn auf eine andere Weise war es völlig unmöglich. Er hat nachher trotz seines geistigen Zustandes studiert, d. h. er ist Mitglied eines bekannten Korps geworden; jetzt lebt er auf seinen Gütern und ist Reserveoffizier eines Kavallerieregiments. Eine andere Unterhaltung als über Pferde und Hunde ist mit diesem Manne ausgeschlossen. Aber dieser Mensch wird trotzdem überall als Mitglied der guten Gesellschaft angesehen werden; es wird in diesen Kreisen auch noch genug Leute geben, die ihm mit einer besonderen Achtung begegnen. Freilich ist er nicht nur der Herr v. X., sondern auch der reiche Herr v. X. Ohne diesen Reichtum würde er trotz seines historischen Namens nichts gelten.

Es ist also bei Feststellung des gesellschaftlichen Unterschieds doch jenes Moment des Besitzes nicht ganz zu vernachlässigen. Die Macht des Geldes ist so alt wie die menschliche Kultur. „Bestechen Gaben doch die Götter selbst, und Geld ist stärker als es tausend Worte sind!" sagt Euripides. Für einige Hunderttausende lassen heutzutage Mitglieder unserer dekadenten Aristokratie viel von ihren Vorurteilen sinken. Aber dennoch macht der Besitz allein nicht gesellschaftsfähig. Jener reiche, aber halb blödsinnige Herr v. X. nahm sein Adelsprädikat zu Hilfe; als reicher Herr X. hätte er sich einen gewissen Grad von Bildung aneignen müssen. Der reiche Handwerksmeister bleibt Handwerksmeister und gehört nicht zur Gesellschaft.

So besteht denn heute im großen und ganzen die „Gesellschaft" aus den „Gebildeten". Paulsen[1]) will dabei als das

[1]) Ethik S. 693.

entſcheidende Merkmal anſehen, „ob einer ſelbſt mit der Hand arbeitet oder andere anweiſt, für ihn zu arbeiten.“ „Daher man auch an den Händen einem Menſchen anſehen kann, ob er gebildet iſt oder nicht. Handſchuhe und lange Nägel kommen dabei zu Hilfe, beides zeigend, daß man nicht mit den Händen zugreift.“ Ein entſcheidendes Merkmal möchte ich doch in dieſer Trennung nicht ſehen. Es giebt eine Menge Leute, die nicht mit der Hand arbeiten und andere für ſich arbeiten laſſen und doch nicht zur Geſellſchaft gehören, z. B. die Mehrzahl der mittleren Kaufleute. Das äußerlich entſcheidende Merkmal der Zugehörigkeit zur Geſellſchaft iſt jedenfalls, ob an jemand ſeinem Stande nach geſellſchaftliche Anſprüche geſtellt werden können oder nicht. Ein junger guterzogener Menſch weiß faſt inſtinktiv genau, wo er verkehren kann und wo nicht. Er urteilt dabei äußerlich nach dem Stande der Betreffenden. Aber für dieſe Wertſchätzung des Standes iſt neben einem gewiſſen Grade des Einkommens und des Beſitzes weſentlich der Bildungsgrad maßgebend.

Bei uns in Deutſchland kann man bei einem beſtimmten Stande genau beſtimmen, welche Klaſſen zur Geſellſchaft gehören. Es ſind diejenigen Klaſſen, aus denen ſich der Offizierſtand rekrutiert. Die Grundſätze, nach denen ein normaler Regimentskommandeur die einen Bewerber annimmt, die anderen zurückweiſt, decken ſich ziemlich genau mit den allgemeinen Anſchauungen über die Geſellſchaftsfähigkeit der Betreffenden. Im vorigen Jahrhundert war die Beſetzung der Offiziersſtellen ein Vorrecht des Adels, namentlich des hab- und ſtellengierigen Hofadels. In der preußiſchen Armee waren unter Friedrich dem Großen während des großen Krieges einige Bürgerliche zu Offizieren befördert, nachher aber wieder entfernt worden. Am Anfang des 19. Jahrhunderts waren viele Artillerieoffiziere bürgerlich; aber dieſe Waffe war eben nicht beſonders angeſehen. Mit dem Zuſammenbruch der alten Geſellſchaft änderte ſich dann auch die Zuſammenſetzung des Offizierkorps. Noch heute ſuchen ſich zwar einzelne Regimenter ein beſonderes Anſehen als Adelsregimenter zu geben; im übrigen entſprechen aber die Klaſſen, aus denen die Offiziere ſtammen, den Klaſſen der heutigen guten Geſellſchaft. — —

Die moderne Entwickelung, welche die Zuſammenſetzung der Geſellſchaft ſo weſentlich modifiziert hat, iſt auch auf ihren allgemeinen Charakter nicht ohne Einfluß geweſen. Einſt war für die Geſellſchaft der beſtimmende Mittelpunkt überall der Hof des Fürſten; ſie trug durchaus einen höfiſchen Charakter. In der heutigen Zeit, wo der höhere Mittelſtand, welcher Adel und gebildetes Bürgertum gleichmäßig umfaßt, die führende Rolle ſpielt, konzentriert ſich unſer ganzes ſoziales Leben in den Städten, vor allem in den Großſtädten. Paris iſt heute keine Reſidenzſtadt mehr, aber der Einfluß der société de Paris iſt nicht geringer als derjenigen von Berlin oder London. Überall ſucht ſich die Geſellſchaft der mittleren Städte nach dem Muſter derjenigen in den großen Städten zu richten. Ein ſonſt gebildeter Menſch mit kleinſtädtiſchen Manieren ſteht hinter dem dreiſten Großſtädter, der ſich nach neueſtem Schnitt trägt und mit den neueſten Redensarten um ſich wirft, ſehr erheblich zurück. Wir nähern uns alſo wieder dem Römer, deſſen Ideal die urbanitas war. Einſt war die Hoftracht für jeden, der ſich zur Geſellſchaft rechnete, beſtimmend. Heute giebt die Großſtadt die Mode an. Es wird ein vergebliches Bemühen ſein, die verſunkene Hoftracht wieder zu beleben. Die langen Hoſen ſind kein übles Merkmal moderner kulturgeſchichtlicher Entwickelung.

Unzweifelhaft iſt nach alledem die heutige gute Geſellſchaft ein Produkt des demokratiſchen Zeitgeiſtes; mit gutem Recht darf man ſie demokratiſiert nennen. Aber gewaltig würde irren, wer infolgedeſſen eine weniger ſcharfe Abſonderung derſelben von den unteren Schichten, dem „Volk“, vermuten wollte. Im Gegenteil iſt die Kluft, welche die „Geſellſchaft“ von den „Andern“ trennt, trotzdem ſie nicht ſo ſchroff markiert iſt, in Wirklichkeit tiefer, als jemals in der Vergangenheit. Es giebt keine größere Trennung als die, welche durch erheblich verſchiedene Bildung verurſacht wird. Der Durchſchnittsfürſt des Mittelalters, der Ritter, der niedere Unterthan, ſie alle ſtanden im großen und ganzen auf derſelben Bildungsſtufe, nämlich auf einer ſehr niedrigen. Sie ſtanden gleichermaßen im Gegenſatz zu der lateiniſchen Bildung, deren Träger die Geiſtlichen waren. Dann kam die Zeit der Renaiſſance und der klaſſiſchen huma-

niſtiſchen Univerſitäts- und Schulbildung. Ihrer wurde ſchon eine größere Zahl teilhaftig, namentlich die Angehörigen des wohlhabenden Bürgertums. Dieſe neulateiniſche Bildung ſchuf zuerſt einen wirklichen Gegenſatz zwiſchen ihren Anhängern, das heißt den oberen Klaſſen, und dem Volke. Dann kam die Zeit der franzöſiſchen geſellſchaftlichen Bildung und der Gegenſatz wurde, zumal jene ſchroffe ſtändiſche Abſonderung hinzukam, noch unvergleichlich ſchärfer. Unſere Zeit brach herein, wie man ſie zu nennen liebt, die Zeit der menſchlich-freien Bildung. Aber die Gegenſätze der Vergangenheit hob ſie nicht auf, ſondern vergrößerte ſie nur. Die Gebildeten haben heute ein vollſtändig anderes Denken und Fühlen als die Ungebildeten; es ſind nicht dieſelben Menſchen.

Aber der Gegenſatz erſtreckt ſich auch auf die geſamte Lebensführung. Dieſer Gegenſatz iſt weſentlich ein Erbſtück des 17. Jahrhunderts, verſtärkt durch die moderne gewaltige Herrſchaft des Kapitals. Man vergleiche einmal den Haushalt eines Fürſten mit demjenigen eines kleinen Bürgers noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wie gering iſt doch nach unſeren Begriffen der Unterſchied! Anſprüche, Lebensanſchauung und Benehmen ſind im weſentlichen gleich. Wie ſchwer kam die neue Lebensführung des Jahrhunderts auch dem Vornehmen an! Eliſabeth Charlotte, die pfälziſche Fürſtentochter und ſpätere Herzogin von Orleans, erzählt einmal von einem braunſchweigiſchen Hoffräulein, das bei der Hoftafel ſehr laut geſtöhnt habe. Man fragte ſie, ob ſie mit ihrem serviteur (dem obligaten Liebhaber jener galanten Zeit) unzufrieden ſei. Und ſie anwortet: „Chervitör! wat Chervitör! ich habe mich ſo dick gefretten als ein Schinderteſ.“

Um die Trennung der heutigen Geſellſchaft vom Volke darzulegen, könnte man tauſend Dinge anführen. Was ginge wohl im Innern eines ſogenannten Gebildeten vor, der die Hochzeit eines Schuhmachergeſellen mitfeiert! Warum hält ſich der Gebildete von den Maſſenvergnügungen fern? Warum ſucht er ſich abgeſonderte Plätze im Theater ſo gut wie in der Kirche? Ein wirkliches Volksfeſt giebt es heute nicht mehr. Die großen gemeinſamen Feſte, die alle Stände im Mittelalter mit gleichem

Sinne mit einander feierten, ſind längſt dahin. Die ſogenannten Volksfeſte ſind heute Feſte der „Plebejer“. Zur Kennzeichnung des beſtehenden Gegenſatzes mag namentlich der heutige Begriff der Mißheirat dienen. Im Mittelalter ſind gemäß der gleichartigen Lebensführung Heiraten zwiſchen Hoch- und Niedriggeborenen durchaus nicht ſelten. Nach v. Buchwald[1]) laſſen ſich Heiraten zwiſchen dem „Ritter und des Goldſchmieds Töchterlein“ zahllos urkundlich belegen. Der Begriff der Mesalliance tauchte erſt mit der ſchroffen Scheidung der Stände im 17. Jahrhundert auf. Aber gerade in dieſer Zeit der ängſtlichen Wahrung von Standesunterſchieden ſind die Mesalliancen beſonders zahlreich. Eliſabeth Charlotte von Orleans klagte in ihren Briefen häufig darüber. Als dann eine freiere Zeit herankam, wurde der Begriff auf Heiraten zwiſchen Bürgerlichen und Adligen kaum noch angewandt, vielmehr auf ſolche zwiſchen fürſtlichen und bedeutend niedriger ſtehenden Perſonen. Heute iſt jeder Unterſchied zwiſchen Adligen und Bürgerlichen aufgehoben. Aufſehen erregt es höchſtens, wenn eine Prinzeſſin einen Arzt heiratet. Eine Mißheirat iſt heute vielmehr eine Heirat zwiſchen Gebildeten und Ungebildeten. Heiratet heute beiſpielsweiſe ein Profeſſor eine Tagelöhnerstochter oder ſein Dienſtmädchen, ſo wird er in der guten Geſellſchaft mit ſeiner Frau höchſtens geduldet werden. Und die Frau wird ſich in einer ganz anderen Welt zu befinden glauben.

Am ſchärfſten kommt der Gegenſatz der „Geſellſchaft“ zu den „Andern“ in den Kreiſen zum Ausdruck, in denen ſich die beiden verſchiedenen Welten notwendig berühren, und hier empfindet man auch die Ungerechtigkeiten am meiſten. Ein Sekretär oder ein mittlerer Kaufmann ſchickt ſeine Töchter in dieſelbe Privatſchule, welche die gute Geſellſchaft benutzt. Natürlich werden Schulfreundſchaften geſchloſſen; aber nach dem Verlaſſen der Schulen tritt ſofort Entfremdung ein. Denn jene verkehren nicht in der Geſellſchaft. Hier hilft nicht einmal die gemeinſame Bildung. Die Töchter leiden darunter, daß ihr Vater nicht zu den gebildeten Ständen gehört.

Anders ſteht es in demſelben Fall mit dem Sohn. Er

[1]) Deutſches Geſellſchaftsleben im endenden Mittelalter.

studiert die Rechte; ist er mit einigen Mitteln versehen, wird ihm kein Korps den Eintritt verwehren; er verkehrt ohne weiteres in der guten Gesellschaft, ist gewöhnlich besonders anspruchsvoll; er macht Karriere und kein Mensch kümmert sich, wenn er Unterstaatssekretär ist, darum, daß sein Vater irgend ein subalterner Sekretär war.

Dieser Fall führt uns darauf, daß da doch ein wesentlicher Unterschied im Verhältnis zur Vergangenheit besteht. Die Trennung der Gesellschaft ist so schroff wie je, aber der Eintritt in sie ist bedeutend erleichtert. Aus jener Schicht des Mittelstandes, die zwischen der „Gesellschaft" und dem eigentlichen Volk liegt und die Subalternbeamten, kleinen Kaufleute, Rentner und Landleute, wohlhabende Handwerker und ähnlich gestellte Leute umfaßt, findet durch die Söhne, die studieren oder auf andere Weise in die gebildeten Stände hineinkommen, oder auch durch die Töchter, die sich mit einem Arzt u. s. w. verheiraten, sehr häufig ein Übergang in die Gesellschaft statt. Die Folge ist aber, daß der Neueintretende nur die notwendigsten Verbindungen mit seinen früheren Kreisen aufrecht erhält. Oft bricht er mit diesen, sogar mit seiner Familie ganz. Denn ihn zwingt die Unmöglichkeit, die beiden verschiedenen Welten zu vereinigen. Wollte er zum Beispiel Mitglieder der Gesellschaft und Bekannte und Verwandte aus seinen früheren Kreisen gemeinsam einladen, so würde auf allen ein peinliches Gefühl lasten und der Gegensatz hart empfunden werden.

So leicht also verhältnismäßig der Eintritt in die Gesellschaft gemacht wird, so scharf werden doch andererseits die Grenzen beobachtet. Zwar fängt der Mensch nicht mehr wie früher beim Baron an; aber die neue Aristokratie der Bildung, die sich überdies mehr und mehr mit der Aristokratie des Besitzes zu decken strebt, hat den gleichen Dünkel, daß nur ihre Mitglieder die wahren Menschen seien, und schließt sich hochmütig gegen die niedriger stehenden ab.

Die herrschende Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts hat ihren Zusammenbruch in der Revolution des dritten Standes erlebt; die moderne Aristokratie der Bildung und des Kapitals hat die sozialen Gegensätze noch verschärft und sieht mit Besorgnis auf die wachsende Macht ihres Feindes. Aber die alte

Geſellſchaft ging zu Grunde, weil ſie der Warnungen und Vorboten nicht achtete: in der heutigen Geſellſchaft ſcheint doch das Gefühl der Notwendigkeit eines Ausgleichs von Tag zu Tag mächtiger zu werden. — — —

Die Geſellſchaft hat nun ihre eignen Geſetze; ſie hat ihre eignen Begriffe und Anſchauungen, die oft mit den allgemeinen rechtlichen und moraliſchen Anſichten im Widerſpruch ſtehen; ſie bewegt ſich endlich in ihr eigentümlichen Formen. Es ergiebt ſich da die merkwürdige und wichtige Thatſache, daß dieſe geſamte innere Organiſation der Geſellſchaft trotz ihrer äußeren Umgeſtaltung im weſentlichen die gleiche geblieben iſt, wie in der vorangegangenen Epoche. Die heutige gute Geſellſchaft beruht in dieſer Beziehung nach wie vor auf der franzöſiſchen des ſiebzehnten Jahrhunderts. Daraus erklärt ſich auch, warum die Geſetze und Formen der Geſellſchaft auch in den übrigen Kulturländern dieſelben, alſo international, ſind, abgeſehen natürlich von mannigfachen, durch die geſchichtliche Entwickelung und die beſonderen Verhältniſſe des einzelnen Landes gebotenen Modifikationen. Dieſer ungeheure ſoziale Einfluß Frankreichs, der zwar der Vergangenheit angehört, aber doch bis heute nachwirkt, iſt ein von den landläufigen Hiſtorikern kaum gewürdigtes, darum aber doch höchſt wichtiges Moment neuerer Kulturentwickelung.

Die alte Geſellſchaft iſt demokratiſiert, aber ſie hat es verſtanden, die neuen Mitglieder ihren Geſetzen dienſtbar zu machen. Die alte Geſellſchaft hat ſich nur erweitert, ihre innere Umbildung darf man erſt von der Zukunft erwarten.

Eine charakteriſtiſche Seite der Geſellſchaft iſt ihre Exkluſivität. Wer zur Geſellſchaft gehören will, muß auch geſellſchaftsfähig ſein. Zu den allgemeinen Bedingungen dazu kommen noch die beſonderen, nämlich die Unterwerfung unter die Geſetze und Anſchauungen der Geſellſchaft und der Beſitz geſellſchaftlicher Bildung. Wer in dieſer Beziehung fehlt, bleibt, auch wenn er zu den geſellſchaftsfähigen, alſo den gebildeten Klaſſen gehört, von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen.

Es giebt für die Geſellſchaft eine beſondere Standesſitte. Entſprechend der Bezeichnung: „gute Geſellſchaft“ wird

ſie auch die „gute“, daneben die „feine“ Sitte genannt. Mit der Moral und der Sittlichkeit hat dieſer Sittenkodex nichts zu thun. Gewiſſe Verſtöße gegen die Moral werden ſogar von der Geſellſchaft gefordert, andere ſtillſchweigend geduldet. Verſtöße gegen die gute Sitte dagegen werden ſtreng geahndet. Andererſeits fordert niemand von den Klaſſen, die nicht zur Geſellſchaft gehören, Befolgung jener Sittenvorſchriften. Sie ſind exkluſiv, wie die Geſellſchaft ſelbſt.

Das oberſte Geſetz der Geſellſchaft, das zugleich gewiſſermaßen polizeilich wirkt, iſt die Wahrung der geſellſchaftlichen Ehre. Wieder deckt ſich dieſe Ehre nicht mit der allgemeinen bürgerlichen Ehre. Wenn man die Worte eines modernen Dichters gebrauchen will, der die „Ehre“ zum Vorwurf eines ſehr ungleichwertigen Schauſpiels gemacht hat, ſo liegt es in ihrem Weſen, „daß ſie nur von wenigen, einem Häuflein Halbgötter beſeſſen werden darf, denn ſie iſt ein Luxusgefühl, das in demſelben Maße an Wert verliert, in dem der Pöbel wagt, es ſich anzueignen.“ Von dieſer Ehre, „die ſchon der läſſig geworfene Handſchuh irgend eines faſhionablen Rowdys zu zerſchmettern vermag,“ denkt Herr Sudermann ſehr gering, „die iſt gerade gut als Spiegel für die Laffen, als Spielzeug für die Müßiggänger und als Parfüm für die Anrüchigen.“ Unzweifelhaft iſt die geſellſchaftliche Ehre im Grunde nur eine Scheinehre; unzweifelhaft ſind häufig Leute, die in Wirklichkeit Lumpen ſind, die Tonangeber in Dingen der Ehre. Aber man darf doch eine gewiſſe erziehliche Wirkung dieſes Ehrbegriffs nicht verkennen. Doch ich verzichte auf eine Erörterung hierüber, denn mir kommt es weſentlich auf die Schilderung der thatſächlichen Zuſtände an. Das Mittel, ſeine Ehre in geſellſchaftlichem Sinne im Falle einer Verleumdung oder Beleidigung zu wahren, iſt das Duell. Satisfaktion können nur Mitglieder der Geſellſchaft geben. Der heutige Begriff der Satisfaktionsfähigkeit deckt ſich alſo wieder mit dem der Geſellſchaftsfähigkeit überhaupt. Andererſeits müſſen die Mitglieder der Geſellſchaft Satisfaktion geben. Wer ſich deſſen weigert, iſt nach ſtrengen Begriffen „geſellſchaftlich unmöglich“. Dieſe Duellfrage iſt es, an der ſich heute ein Streben nach Reform der modernen

Gesellschaft erkennen läßt. Es erheben sich aus den besten Kreisen gegen das Duell gewichtige Stimmen. Man betont dabei in der Regel die Unvereinbarkeit mit dem Christentum, weniger die Unvereinbarkeit mit modernen Anschauungen und Begriffen. Man darf indessen einen Erfolg dieser Bestrebungen vorerst billig bezweifeln, trotzdem z. B. jenes Sudermannsche Stück, das von anderem Standpunkt aus das Duell bekämpft, trotz seiner großen Schwächen und trotz seiner meistens unmöglichen Gestalten auf außerordentlich viel Leute sehr gewirkt hat.

Wie es der Gesellschaft wesentlich auf eine äußere Wahrung der „Ehre" ankommt, so ist ihr auch sonst das Äußere die Hauptsache. Die Form gilt alles, das Wesen der Sache wenig oder nichts. So läuft auch die gesellschaftliche Bildung im großen und ganzen auf Wahrung äußerer Formen hinaus. Es ist die Welt des Scheins, wie es die Welt der Vorurteile ist, und als solche hat sie von jeher Angriffe voll bitteren Ernstes oder voll übermütigen Spottes erdulden müssen. Aber man darf zweierlei nicht vergessen. Einmal ist die Erziehung zu einem formvollen Benehmen doch nicht ohne günstigen Einfluß auf den inneren Menschen. Andererseits unterschätzt man oft den Wert der Formen. Schon der gesellschaftliche Lehrmeister unserer Voreltern, der Freiherr von Knigge, meinte, man würde die Verwerflichkeit der meisten gesellschaftlichen Unschicklichkeiten einsehen, wenn man sich überlegen wollte, was daraus werden würde, wenn sich jeder Einzelne dieselben Freiheiten erlauben wollte. In unserer Zeit hat namentlich Jhering die Zweckmäßigkeit der gesellschaftlichen Formen scharf betont. Sie sind für die gute Gesellschaft oft, was die Polizeivorschriften für das Volk sind. Oft nur — denn die „gute Gesellschaft" hat ebenso viel von ihr als notwendig erachtete Formen ausgebildet, die absolut unzweckmäßig oder albern sind. Nach Jherings Ansicht liegt den letzteren dasselbe Motiv zu Grunde, wie der Mode: „das Bestreben der Abscheidung der höheren Stände von den niederen; sie bilden das conventionelle Abzeichen, das Schiboleth der vornehmen Gesellschaft, und für sie, aber auch nur für sie ist der Ausdruck: conventionelle Formen völlig zutreffend."[1])

[1]) Der Zweck im Recht Bd. II. S. 353.

Die Beherrschung der Formen ist für die Gesellschaft nicht minder notwendig, wie die Anerkennung gewisser Anschauungen. Wer sich „korrekt" benimmt, wird überall aufgenommen: er ist „salonfähig", der „Ungeschliffene" hingegen nicht.

Die Bemerkung, daß diese Formen ihren Ursprung in Frankreich haben, darf natürlich nicht so aufgefaßt werden, als ob sie seitdem immer die gleichen geblieben seien. Wohl aber entwickelte sich unsere heutige gesellschaftliche Bildung auf Grund der französischen des 17. Jahrhunderts. Wer sich die Mühe machen will, ein damals viel gelesenes Büchlein zu studieren, das Menantes (Hunold) unter dem Titel „La civilité moderne" oder „ die Höflichkeit der heutigen Welt" aus dem Französischen für das deutsche Publikum übersetzt hat, wird dies bestätigt finden. Das Kapitel z. B.: „ce qui règle la conversation en compagnie". „Wie man den Umgang in Gesellschaft einrichten soll" giebt Regeln, die größtenteils noch heute gelten. Die heutige Gesellschaftssprache ferner, der moderne höfliche Jargon, beruht in seinen meisten Wendungen auf der französischen Salonsprache jener Zeit. Das ganze Brimborium mit den Worten „Ehre", „ehren" u. s. w., daß man von hochgeehrten Herren spricht, die Ehre haben will, mit jemand zu sprechen, und dergleichen stammt daher.[1]) Der wesentliche Gewinn, der aus dieser Übernahme der französischen Formen für Deutschland herauskam, war die allmähliche Umwandlung der alten, entsetzlichen ceremoniellen Weitschweifigkeit und Schwerfälligkeit in eine freiere und leichtere Art. Die Vorschrift jenes Büchleins z. B.: „Wenn man ein Compliment abzulegen verbunden, soll man es kurz machen", bedeutet einen außerordentlichen Fortschritt.

Aus jener Zeit, da Frankreich die europäischen Sitten wandelte, stammt nun weiter auch ein Moment, ohne welches unsere heutige gesellschaftliche Organisation nicht denkbar wäre, das gesellschaftliche Vorrecht der Frauen. Jenes Büchlein äußert sich in der Übersetzung des Menantes darüber also: Es ist zu beobachten, „zum ersten, daß Mannes-Personen insgemein Damen zu ehren verbunden so gar, daß solches auch nur in etwas zu unterlassen ein Merkmahl einer unvernünfftigen Grobheit und

[1]) Vgl. meine Geschichte des deutschen Briefes Bd. II, S. 80 f.

niedrigen Aufferziehung iſt. Vors andere, weil Frauen-Zimmer in dergleichen Tugend den Verdruß weltlicher Geſchäffte nicht empfinden, ſo haben ſie gemeiniglich einen munteren Geiſt, viel von Anmuth und natürlichem Weſen an ſich, vornehmlich, wenn ſie wohl auferzogen, dahero muß man gleichfalls um mit den Damen umzugehen, eine weit freudigere Aufführung als gewöhnlich an ſich nehmen und mehr als an einem Orte der Welt gefällig ſeyn."

Die antike Geſellſchaft hat man mit Recht eine Geſellſchaft nur von Männern genannt. Hingegen ſah das Mittelalter auf ſeinem Höhepunkt die Frau als ein bevorzugtes Weſen an. In der Minnezeit umgab ſie ein ſchwärmeriſcher Glanz; ſie bildete den Mittelpunkt der Geſellſchaft. Aber jene Zeit ſchwand dahin. Und es kam eine Zeit der beſchränkten Abgeſchloſſenheit für die Frau. Da kam von Italien und Frankreich her ein neuer Geiſt. In Frankreich eroberte die Frau wieder jene beherrſchende Stellung, die ihr bis heute — und nirgends tritt ſie noch heute ſtärker hervor als in Frankreich, das hat der Kenner Frankreichs, Karl Hillebrand, oft ausgeführt — geblieben iſt. Und dieſe Stellung gewannen die Frauen wie überhaupt in dem ziviliſierten Europa, ſo auch in Deutſchland. „Wenn die Weibsbilder ihr 14. Jahr erreichen," ſagt ſchon Chriſtian Weiſe, „ſo werden ſie allerwärts demüthig bedient und ſchöne Gebieterin genannt. Drum, weil ſie hierdurch auf den Gedanken gebracht werden, gleich als wären ſie nur der Liebeshändel wegen geboren, ſo fangen ſie an, putzen ſich und meinen, ihr ganzer Zierrath beſtehe in dem, daß ſie den Mann an ſich locken können. So machen wir die gebrechlichen Werkzeuge, die Perſonen deterioris sexus zu großen Göttinnen, als wenn wir ihnen die Herrſchaft gleichſam durch unſere Huldigung beſtätigen wollten." Dieſe Herrſchaft iſt ſeitdem nur befeſtigt, wenn auch die albernen Übertreibungen der „galanten" Welt von Anno Dazumal geſchwunden ſind. Die Bevorzugung der „Damen" — auch dieſes Wort weiſt auf das Mutterland der Galanterie hin — iſt aber gerade ein weſentliches Charakteriſtikum der guten Geſellſchaft, wenn auch die niederen Klaſſen in dieſer, wie in vielen anderen Beziehungen, den oberen nacheifern.

Ich habe ſchon die Exkluſivität der guten Geſellſchaft betont. So ſchroff aber die Scheidung von den nicht geſellſchaftsfähigen Klaſſen iſt, ſo ſehr gilt andererſeits innerhalb der Geſellſchaft das Prinzip der Gleichheit. Die Geſellſchaft iſt ein neutraler Boden, auf dem die ſonſtigen Unterſchiede im ganzen ignoriert werden. Geſellſchaftlich ſind ſich der Sekondlieutenant und der kommandierende General, wie der Präſident und der Referendar gleich — höchſtens fällt der natürliche Unterſchied des Alters in's Gewicht. Gewiß wird dem Inhaber einer höheren Stellung größere Achtung entgegengebracht, aber ſeine geſellſchaftlichen Anſprüche ſind an ſich dieſelben wie die der andern. Es würde im Gegenteil eine geſellſchaftliche Ungeſchicklichkeit ſein, wenn jemand bei geſellſchaftlichen Zuſammenkünften ſeine Untergebenen ebenſo behandeln wollte, wie er es im Dienſt zu thun pflegt. Die Geſellſchaft verlangt einen zwangloſen Verkehr auf Grund der Gleichberechtigung Aller — allerdings mit der eben beſprochenen generellen Ausnahme der Damen. Daß im Salon, an der Tafel, im Klub der Kodex der Sitte nur Ladies und Gentlemen kennt, die einander höflich, aber ohne auffallende Devotion behandeln, betont ſchon Knigge. Zugegeben ſei aber, daß der Deutſche dieſer Anſchauung öfter zuwiderhandelt, als etwa der Schwede, der Engländer oder der Franzoſe. Ganz iſt in Deutſchland, aber auch ſonſt, der Reſpekt vor dem „von" oder vor dem hohen Titel, dem großen Tier, nicht geſchwunden.

Es ſcheint aber, als ob gerade in Deutſchland auch noch in anderer Beziehung das Prinzip der geſellſchaftlichen Gleichheit durchbrochen wird. Es kann dem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen, daß unzweifelhaft ein geſellſchaftliches Vorrecht der Offiziere beſteht. Eine Rolle in der Geſellſchaft beginnen die Offiziere überhaupt erſt ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts zu ſpielen. Noch Hermann von Boyen, der die zahlreichen gebildeten älteren Offiziere ſeiner Zeit vertreten mag, urteilt in ſeinen ſehr leſenswerten „Erinnerungen" darüber alſo:[1]) „Gewiſſe Schicklichkeitsmanieren haben ſich allerdings unter unſeren Offizieren viel allgemeiner als früher verbreitet. Ob aber bey dieſer conventionellen Tünche nicht die dem Soldaten unentbehr-

[1]) Bd. I, S. 23.

liche Kraft des Willens verlohren haben ſollte, dieß glaube ich faſt annehmen zu müſſen. Der Offizier, beſonders der aus den Zeiten des Siebenjährigen Krieges, gab ſich, wie er war, ohnbekümmert was andere darüber denken würden, und erhielt ſich dadurch eine gewiſſe Selbſtändigkeit in ernſten Augenblicken, die gegenwärtig nicht durch geſellſchaftliche Formen, ſondern nur allein durch eine tiefere Bildung gewonnen werden kann, deshalb leider aber auch ſo ſelten iſt." Es kontraſtieren dieſe Worte des General-Feldmarſchalls, die 1833 niedergeſchrieben ſind, ſeltſam mit den mehr als ſonderbaren Ausführungen, die in unſerer Zeit über „das moderne Rittertum" gemacht werden konnten, Ausführungen, die übrigens glücklicherweiſe nirgend größeren Widerſpruch gefunden haben, als in unſern militäriſchen Kreiſen. Zu Boyens Zeit bildete das Offizierkorps noch eine geſchloſſene Kaſte, innerhalb deren die wenigen bürgerlichen Offiziere kaum für vollberechtigt galten. Um 1800, als dies Offizierkorps in der „Geſellſchaft" aufzutreten begann, beanſpruchte es daher von vornherein ein Vorrecht. Guſtav Freytag erzählt darüber:[1]) „Es iſt eine gewöhnliche Klage der Zeitgenoſſen, daß man in den Straßen und Geſellſchaften Berlins vor den Inſulten der Gensdarmes, der Elite des jungen Adels nicht ſicher ſei. Und bereits fingen dieſe Anſpruchsvollen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm III. an, ſich ihrer altfränkiſchen Uniform in Geſellſchaft zu ſchämen, und wo ſie es wagten, mit der aufgebauſchten weißen Halsbinde, den Stulpſtiefeln und einem Stockdegen einherzuſchlendern." Zu dieſer Schilderung paßt jene Kabinettsordre Friedrich Wilhelm III., in der es heißt: „Ich habe ſehr mißfällig vernehmen müſſen, wie beſonders junge Offiziere Vorzüge ihres Standes vor dem Zivilſtande behaupten wollen. Ich werde dem Militär ſein Anſehen geltend zu machen wiſſen, wenn es ihm weſentlich Vortheile zu Wege bringt, und das iſt auf dem Schauplatze des Krieges, wo ſie ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu vertheidigen haben; allein im übrigen darf ſich kein Soldat unterſtehen, weß Standes und Ranges er auch ſei, einen meiner Bürger zu brüsquieren."

[1]) Bilder aus der deutſchen Vergangenheit Bd. IV, 7. Aufl. S. 368.

Es mag nun ſein, daß ſich aus jenen Zeiten gewiſſe Anſchauungen von den Vorzügen des Offizierſtandes bis heute erhalten haben, aber man wird doch nicht verkennen dürfen, daß der Erſcheinung tiefere Urſachen zu Grunde liegen. Das heutige geſellſchaftliche Vorrecht der Offiziere hat ſich erſt aus Preußen auf das übrige Deutſchland übertragen. In Preußen aber iſt die Armee von jeher die bevorzugteſte Inſtitution geweſen; ſie bildete den erſten Gegenſtand der Fürſorge ihrer Fürſten, zumal dieſe ſeit Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. ſich ſelbſt zuerſt als Soldaten und Offiziere fühlten. Es iſt daher natürlich, daß in Preußen die Armee, ſeitdem ſie durch die allgemeine Wehrpflicht ein nationaler Organismus geworden war, auch im Volke ein beſonderes Anſehen genoß. Notwendig mußte dieſes Anſehen ſteigen, als man wahrnahm, daß Preußen die politiſchen Erfolge weſentlich ſeiner Armee zu danken hatte. Seit 1864, 1866 und 1870/71 genoß die Armee mit Recht die größte Achtung. Es hatten zudem dieſe Kriege vielfach ein enges Verhältnis der Armee mit dem Volke geſchaffen. Seither ſind die Offiziere und die gebildeten Klaſſen durch engere Beziehungen verbunden, als vorher. Es können allerdings Fälle vorkommen, wo ein junger Lieutenant brüske Manieren zeigt und ſich unendlich erhaben über jeden „Ziviliſten" dünkt. Aber man darf über ſolchen Lieutenants, die vielleicht nicht ſelten ſind, nicht die zahlreichen gebildeten älteren Offiziere vergeſſen, mit denen ein jeder gern verkehrt. Unſer Offizierſtand iſt nicht mehr die verrohte Rotte der Vergangenheit, ſondern ehrenhaft und fleißig. Wenn ſich in der übrigen „Geſellſchaft" mißbilligende Stimmen über die Bevorzugung der Offiziere erheben, ſo muß man ſich klar machen, daß die „Geſellſchaft" an dieſer Bevorzugung eben allein ſchuld iſt. Warum behandelt ſie den jüngſten Lieutenant beſſer, als alte und hochangeſehene Nichtuniformträger! Einen Anſpruch darauf hat der Offizier durchaus nicht, niemand braucht hinter ihm zurückzuſtehen, und ein Vorrecht exiſtiert nicht.

Jedenfalls iſt aber dieſes geſellſchaftliche Privilegium eine ſpezifiſch preußiſch-deutſche Eigentümlichkeit, die aus den angegebenen Urſachen zu verſtehen iſt. Die übrigen Nationen halten die geſellſchaftliche Gleichheit auch in dieſem Punkte feſt.

Der Grundſatz der geſellſchaftlichen Gleichheit verlangt ferner eine Aufhebung nicht nur der äußeren, ſondern auch der perſönlichen Gegenſätze. Natürlich nur äußerlich und momentan. Ein junger Burſchenſchafter und ein Korpsſtudent, um eine beliebige Antipathie herauszugreifen, werden ſich, wenn ſie ſich in der Geſellſchaft zu berühren gezwungen ſind, ſicherlich mit vollendeter Höflichkeit behandeln. Zwei Todfeinde werden ſich zwar möglichſt meiden, aber wenn eine Berührung unumgänglich iſt, ſich in der Geſellſchaft höflich gegenübertreten, oder ſie begehen einen groben geſellſchaftlichen Verſtoß.

Damit kommen wir zu einem Hauptzug in dem Leben und Treiben der heutigen Geſellſchaft. Sie ſchafft ſich für ihr Zuſammenleben, alſo ihre „Geſellſchaften", künſtlich eine gleichmäßige, heiter-ruhige Stimmung, indem ſie jede Störung verbannt. Dieſe Störungen können höchſt mannigfaltig ſein. Die Geſellſchaft hat zunächſt ein ſehr empfindliches Ohr. Alles Laute, jeder Lärm beleidigt ſie. Man denke ſich in eine Geſellſchaft einen Gaſt mit ſchweren Fußtritten hineinſchreiten oder gegen andere ſich mit höchſt lauter Stimme unterhalten oder gar zanken — in jedem Falle wird die Geſellſchaft indigniert ſein. Der Verſtoß wäre eben ſo groß wie der Verſtoß desjenigen, der in einem völlig unmodiſchen Anzug erſcheint und ſo das Auge der Geſellſchaft beleidigt. Denn die Mode iſt ein Mittel der Geſellſchaft, die Zugehörigkeit zu ihr auch äußerlich kund zu thun. „Die Mode", ſagt Ihering,[1]) „iſt die unausgeſetzt von neuem aufgeführte, weil ſtets von neuem niedergeriſſene Schranke, durch welche ſich die vornehme Welt von der mittleren Region der Geſellſchaft abzuſperren ſucht, es iſt die Hetzjagd der Standeseitelkeit, bei der ſich ein und dasſelbe Phänomen unausgeſetzt wiederholt: das Beſtreben des einen Teils, einen wenn auch noch ſo kleinen Vorſprung zu gewinnen, der ihn von ſeinem Verfolger trennt, und das des anderen, durch ſofortige Aufnahme der neuen Mode denſelben wiederum auszugleichen." Ebenſo wie eine unpaſſende Kleidung würde auch ein äußerliches und durch den Anblick unangenehm wirkendes Gebrechen das Auge der Geſellſchaft beleidigen.

[1]) a. a. O. Bd. II, S. 235.

Aber die Empfindlichkeit der Geſellſchaft zeigt ſich nicht nur bei ſolchen Störungen. Sie ſtört alles, was nicht in ihre Atmoſphäre paßt. Neulich ſtand in den „Fliegenden Blättern" ein nicht übler Witz. „Gnädige Frau," fragte da jemand, „halten Sie jenen Gutsbeſitzer für einen feinen Mann?" „Aber ich bitte Sie", war die Erwiderung, „ein Menſch, der ſo empörend geſund ausſieht, iſt niemals ein feiner Mann." Es iſt etwas wahres daran, daß ein „empörend geſundes" Geſicht unter den blaſſen Durchſchnittsgeſichtern unſerer „Geſellſchaft" zum mindeſten auffällt. Es könnte leicht als Zeichen eines Naturmenſchen ohne geſellſchaftliche Bildung gelten. So wenig aber der naive Menſch in die Salonatmoſphäre paßt, ſo noch viel weniger der leidenſchaftliche Menſch von tiefem Gemüt oder der große Geiſt, vorausgeſetzt, daß er ſich nicht beherrſchen oder verſtellen kann. Die Geſellſchaft verlangt eine ruhig-heitere Stimmung. Damit iſt alles Leidenſchaftliche wie alles Ernſte verbannt. „Nicht die großen, die kleinen Leidenſchaften beherrſchen die Geſellſchaft". Man denke ſich Thränen in einer Geſellſchaft! Der Ernſt des Lebens aber wird gefliſſentlich ignoriert. Was das Herz des Einzelnen bewegt, was ruhelos ſein Gemüt quält, das darf er den Anderen nicht zeigen, denn er würde Gefahr laufen, ſich lächerlich zu machen. Und ſo zieht er es vor, die Leidenſchaft zu unterdrücken und den Ernſt zu vermeiden, ſeine geſellſchaftliche Maske vorzubinden und zu lächeln, nichtsſagend zu lächeln. — Die Geſellſchaft verlangt weiterhin auf geiſtigem Gebiet eine gewiſſe Mittelmäßigkeit. Sie gebietet eine gewiſſe Verachtung des Bedeutenden. Zwar der Mann von bedeutendem Namen wird mit der größten Achtung behandelt; es wird in der Regel — ſei er nun ein großer Schriftſteller, ein großer Künſtler, Gelehrter oder Politiker — ein außerordentlicher Kultus mit ihm getrieben. Aber dabei gilt der Geſellſchaft nur der Name, nicht die Sache. Ebenſo, wie jener, welcher der Geſellſchaft die Tiefe ſeines Gemüts zeigen wollte, würde auch der Mann, der große Gedanken ausſprechen, überhaupt den Flug eines hohen Geiſtes offenbaren wollte, mehr oder minder lächerlich wirken — ſtören! Gegen alles Gute, Heilige und Große zeigt die Geſellſchaft eine eiſige Kälte, wenn ſie es nicht gar mit wohlfeilem Spotte behandelt.

Der Mann von Wert wird, wenn er nur geringes geſellſchaftliches Talent beſitzt, regelmäßig hinter dem halbgebildeten geſellſchaftlichen Durchſchnittsmenſchen zurückſtehen, wenn er nicht gar noch von dieſem empfindlich gedemütigt wird. Es iſt ſehr charakteriſtiſch und beweiſt die Richtigkeit meiner Behauptung von der nur quantitativen Veränderung der alten Geſellſchaft, daß die neue Geſellſchaft der „Gebildeten“ auch auf dieſem Gebiete dieſelben Anſchauungen hegt, wie die höfiſche vor hundert Jahren. Mit der Ariſtokratie des Geiſtes hat es noch ſeine guten Wege! Das hat ſchon Thomas Carlyle einmal ſehr launig ausgeſprochen: „Zum Beiſpiel, du Bobus Higgins, Bratwurſtfabrikant im Großen, der du über dieſe Ariſtokratie des Talentes ein ſo gewaltiges Geſchrei erhebſt, was iſt es wohl, was du in deinem Herzen wirklich und wahrhaft verehrſt? Iſt es das Talent, der innere männliche Wert irgend einer Art, du unglücklicher Bobus? Haſt du jemals den männlichſten Mann verehrt, den du in einem zerlumpten Rock herumgehen ſahſt? Wußteſt du auch nur, daß er überhaupt ein männlicher Mann war, bis ſein Rock beſſer ward? Talent! Ich verſtehe wohl, daß du imſtande biſt, den Ruhm des Talentes, das Anſehen, den klingenden Lohn oder andern Erfolg des Talentes zu verehren, aber das Talent ſelbſt iſt ein Ding, welches du niemals mit Augen geſehen.“ Nun giebt es allerdings gewiſſe hauptſtädtiſche Salons, wo ſich wirklich eine Ariſtokratie des Geiſtes zuſammenfindet, wo in der That eine bedeutende Unterhaltung gepflogen wird, aber einmal repräſentieren dieſe Salons nicht die „Geſellſchaft“ überhaupt, und zweitens iſt dieſe Erſcheinung ſehr alt. Kaum einer der heutigen Salons wird den erſten, den der Marquiſe Rambouillet, der doch ſchon zu den Zeiten der ausgeprägteſten Adelsherrſchaft beſtand, erreichen. Es bleibt dabei, die moderne geſellſchaftliche Unterhaltung kann der große Geiſt nur ſtören.

Von den Franzoſen, die ſchon im 17. und 18. Jahrhundert in der Kunſt der Konverſation glänzten und die geſellige Unterhaltung in der That zu einer Würze des Lebens machten, werden die Deutſchen in dieſer Beziehung noch immer weit übertroffen. Schon Madame de Staël betont des öfteren, wie

sehr den Deutschen das Talent zu plaudern und zu konversieren abgehe, und seitdem ist darin nur eine geringe Änderung eingetreten. Aber auch bei den Franzosen bleibt doch, wenn wir wieder von einigen litterarischen Kreisen absehen, die Unterhaltung der „Gesellschaft" auf einem gewissen Niveau der Mittelmäßigkeit. Selbst der geistreichste Konversationskünstler giebt doch im besten Falle ein pompöses Feuerwerk, ein tiefer Geist wird die Gesellschaft nicht erleuchten können.

Die heutige gesellschaftliche Unterhaltung bewegt sich nach wie vor in alten *ausgetretenen Geleisen*. Der Stoff ist beschränkt, da die Unterhaltenden, wie eben bemerkt ist, über gewisse Grenzen nicht hinausgehen dürfen, ohne zu stören. Dabei ignoriert die Gesellschaft alles Persönliche, was man allerdings nicht als schädlich ansehen kann. Wollte jemand von den Arbeiten, die ihn beschäftigen, von den Leiden, die ihn plagen, von den Beschäftigungen, die er sich gewählt hat, des längeren und breiteren erzählen, man würde ihm bald den Rücken zudrehen. So bleibt die Unterhaltung auf einen großen Teil allgemeiner Stoffe — das „Wetter" wird als letzte Aushilfe schon in jenem Büchlein von „der Höflichkeit der heutigen Welt" erwähnt — auf einige kleine Vorgänge des Lebens und Ereignisse der Zeit — die Besprechung wichtiger öffentlicher Vorgänge wird schon gemieden — endlich auf Klatsch- und Skandalgeschichten beschränkt.

Die Folge ist, daß das Charakteristische der gesellschaftlichen Unterhaltung im Grunde die *Charakterlosigkeit* ist. Die „Gesellschaft" ist das Grab alles Individuellen, Originellen und Bedeutenden.

So kommt es, daß tiefer denkende und fühlende Menschen bald innerlich das gesellschaftliche Leben und Treiben *uninteressant* finden müssen. Äußerlich lassen sie sich das aber nicht merken. Mit mühsam unterdrücktem Gähnen tragen sie den Druck der Öde und Langeweile, ohne zu murren. „Legen wir heutzutage", sagt einmal Saphir, „unsere geheimsten Gehörtrichter an die Thüren unserer Gesellschaftssäle und Sälchen, so ist es immer ein herausgeputztes Nichts, um welches wir wie die Wilden um einen erschlagenen Feind herumtanzen und herum-

jubeln". Immer von neuem beginnt der Kampf gegen den Riesen Langeweile und dauert endlos fort. Dieser selbstgewählte Zwang, von dem sich freilich keiner ohne Nachteil ausschließen darf, fordert in gewisser Weise zu einem bewundernden Mitleid heraus. Jhering hat nicht Unrecht, von einem „Salonspartanertum der modernen Welt" zu reden.

In der That erfordert die Kunst, allen Gesetzen der Gesellschaft gerecht zu werden, einen außerordentlichen Aufwand von Selbstbeherrschung und ist insofern vielleicht von nicht üblen Einwirkungen auf den inneren Menschen. Man muß alle Erregungen des Gemüts unterdrücken, man darf nie sagen, was man denkt, man muß lächeln, wenn eine Sauce sich über das neue Kleid ergießt, und wenn einem noch schlimmere Dinge passieren: kurz der Gesellschaftsmensch zwingt sich fortwährend zur Selbstverleugnung. Da also die Leute der Gesellschaft in der Regel nicht ihr wahres Gesicht, sondern eine mehr oder weniger stereotype Larve zeigen, so erhebt sich gegen diese Welt, die uns ja auch sonst durch die Betonung des Äußeren und der Formen als eine Welt des Scheins erschienen ist, immer aufs neue strafender Spott.

Denn gegen die Schwächen und Schattenseiten, die auch der oberflächlichste Beobachter an der „Gesellschaft" entdecken muß, hat man in ernstem und spöttischem Ton von jeher gekämpft. Die einen haben dabei jene Leere und Öde im Auge; denn der tiefere Geist wendet sich unwillig von solchen Nichtigkeiten ab. „Gute Gesellschaft hab' ich gesehn," sagt Goethe, „man nennt sie die gute, wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt". Und ein anderer Vers desselben Dichters lautet:

Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter zu Haus.
Man fragte: Wie seid Jhr zufrieden gewesen?
Wären's Bücher, sagt' er, ich würd' sie nicht lesen.

Die anderen betonen mehr das Gleißnerische und Unwahre im gesellschaftlichen Leben und fühlen sich unbehaglich im Reiche der Lüge. Wieder gilt da ein Wort Goethes:

Doch wir verkennen nur die andern höflich,
Damit ſie wieder uns verkennen ſollen.

Viele andere haben ſchärfere Worte gefunden, aber „das Abdera“ der Geſellſchaft hat ſie ertragen — und dauert fort.

Ich habe in der vorliegenden Skizze die heutige „Geſellſchaft“ ſo zu zeichnen verſucht, wie ſie wirklich iſt, sine ira et studio, aber ich habe doch genugſam angedeutet, daß dieſe Geſellſchaft einer notwendigen Umbildung entgegengeht. Trotz ihrer Demokratiſierung iſt ſie ein Gebilde, das weſentlich der Vergangenheit angehört. Ihr Weſen iſt Künſtlichkeit, Gemachtheit; ſie iſt ein Produkt der Hyperkultur. Im 17. und 18. Jahrhundert mochte dieſe Geſellſchaft, die aus dem Leben ein Kunſtwerk zu machen verſtand, Bewunderung erregen. Sie geſchaffen zu haben, iſt der Vorzug des franzöſiſchen Adels. Für dieſen Adel, der aus dem ganzen Leben ein heiteres, freies Freudenfeſt zu machen verſtand, bedeuten die Formen der feinen Welt etwas anderes als für das heutige Geſchlecht. Damals waren dieſe Formen noch lebendig, und das geſellſchaftliche Leben entbehrte nicht der geiſtigen und äſthetiſchen Reize. Aber es kam eine neue Zeit. Jener Adel konverſierte und lächelte und witzelte unbekümmert um das Elend, das die unter ihm ſtehenden Klaſſen erſt zu lauten Klagen, dann zu entſchloſſenem Handeln trieb. Erſt die Revolution fuhr wie ein Blitzſchlag unter dieſe Welt und ſchien ſie zu begraben. Und die alte Geſellſchaft ſtarb wie in Frankreich ſo im übrigen Europa. Aber ihre Formen und ihr Weſen wurden in die neue Zeit herübergerettet. Vorurteil und Konvention fügten auch die Geſellſchaft der neuen Zeit zuſammen.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

MAR - 9 1964 ILL

186 266

STALL-STUDY

CHARGE

STALL-STUDY

CHARGE

CANCELLED

H 5038.93
Kulturstudien ...
Widener Library
006674405
3 2044 088 068 572